

GO

09/14

Magazin der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl

LAUBE LIEBE HOFFNUNG

Geschichten aus dem Schrebergarten



Bundeskanzler Gerhard Schröder besuchte im Bundestagswahlkampf 2002 den Berliner Schrebergarten „Abendruh“. Laubenpieper Lothar Raddatz prostet ihm zu.

EDITORIAL



„Stern“-Gründer Henri Nannen über Reporter Günter Dahl:

*„Einer, der weiß, dass auf einem Quadratmeter Schrebergarten
mehr Wunder zu finden sind,
als mancher Reporter auf einem Kontinent findet.“*

Es gibt mit Sicherheit aufregendere Orte für junge Journalisten als eine Kleingartenanlage. Der Schrebergarten zählt wohl eher zu den letzten Adressen auf der Suche nach spannenden Geschichten. Das glaubten auch die jungen Kollegen vom 9. Lehrgang der Reporterschule, als ihnen das Thema für ihr Abschluss-Magazin genannt wurde. Alles, nur nicht das!

Doch einmal losgegraben, förderten die Nachwuchs-Journalisten bei ihren Vorrecherchen immer neue Überraschungen zu Tage. Bald schon war klar, was Henri Nannen meinte. Nicht die Katastrophen dieser Welt, die großen und kleinen Sensationen sind es, die einen guten Reporter ausmachen. Themen zu finden, wo keiner sie vermutet, das ist die große Kunst.

Keine Angst: Dieses GO-Magazin ist keine Einschlafhilfe. Es langweilt nicht mit Tipps zur Rasenpflege und Reportagen über Gartenzwerge. Es ist keine weitere Kopie von Landlust & Co., auch wenn die Geschichten dieser Ausgabe alle etwas mit Garten zu tun haben.

Als beispielsweise unser Autor Alessandro Alviani und Fotograf Timo Jaworr von ihren Recherchen im Hochsicher-

heitsgefängnis in Secondigliano (Seite 36) zurückkehrten, erzählten sie diese Geschichte: Einer der Mafia-Bosse, die dort hinter Gittern lebenslanglich Gemüse züchten, hätte ihnen aus Respekt am Abend die Schuhe geputzt, die im Gefängnisgarten schmutzig geworden waren. Zehn Tage lang hatten Alviani und Jaworr in der Haftanstalt recherchiert.

Ob Autor Martin Theis die kupferne Weinbergspritze seines Großvaters wiederfand, die jener bei seiner Vertreibung aus Ungarn 1946 im Garten seines Elternhauses vergraben hatte (Seite 114), ist nicht weniger aufregend zu lesen als die Erfahrung von Christoph Dörner, der drei Wochen lang als Kleingärtner im sächsischen Hoyerswerda verbrachte (Seite 16). Alle 12 Journalisten der Reporterschule haben auf wenigen Quadratmetern Geschichten gefunden, die es wert sind, erzählt zu werden. Sie wurden, wie schon in den vergangenen Jahren, begleitet von jungen Fotografen der Hochschule Hannover vom Studiengang „Fotojournalismus“, ohne die dieses Magazin nicht zustande gekommen wäre.

Es gibt mit Sicherheit keinen aufregenderen Ort für junge Journalisten als einen kleinen Garten.



SCHULE

Die Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl ist eine Einrichtung der Volkshochschule Reutlingen GmbH in Kooperation mit der Reportageagentur Zeitspiegel. Sie finanziert sich aus Schulbeiträgen und wird von Sponsoren und durch das Land-Baden-Württemberg gefördert.

In einem einjährigen Lehrgang werden junge Journalisten zu Reportern ausgebildet. Sie bilden eine Lehrredaktion, die Themen entwickelt und Recherchepläne entwirft. Nach einem zweimonatigen Praktikum in einer Magazinredaktion reisen die Reporter für eine Zeit ins Ausland und erstellen anschließend eine Ausgabe des online-Magazins www.reporterreisen.com.

„GO“ ist die Abschlussarbeit der Schüler. Die Zeitschrift entsteht unter Mithilfe von Studenten des Studienganges Fotojournalismus und Dokumentarfotografie an der Fachhochschule Hannover. Die Agentur Behnken&Prinz, Hamburg, steht beratend bei Grafik/Layout zu Verfügung.



Philipp Maußhardt, Pädagogischer Leiter (l.)
Dr. Ulrich Bausch, Geschäftsführer vhs Reutlingen GmbH (r.)

IMPRESSUM 09/2014

HERAUSGEBER Dr. Ulrich Bausch
Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl
der Volkshochschule Reutlingen
Spendhausstr. 6
D 72764 Reutlingen
07121 336182
info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

KURATORIUM
Prof. Dr. Hermann Bausinger, Prof. Martin Beck,
Barbara Bosch, Uta-Micaela Dürig,
Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger,
Ingrid Kolb, Prof. Dr. Dietmar Mieth,
Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle,
Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter,
Dr. Carl-Heiner Schmid

CHEFREDAKTION Philipp Maußhardt
ART DIRECTORIN Claudia Haas

TEXTREDAKTION
Frank Brunner, Ingrid Kolb, Philipp Maußhardt,
Michael Obert, Martin Rasper, Petra Schnitt,
Erdmann Wingert

CHEFS VOM DIENST
Christoph Franz Dorner, Carolina Torres

BILDREDAKTION
Rolf Nobel (Koordination),
Uli Reinhardt (Koordination),
Lorena Killmann, Marius Münstermann

AUTOREN
Alessandro Alviani, Andres Eberhard,
Carolina Torres, Christina Schmidt,
Christoph Franz Dorner, Jasmin Siebert,
Katharina Müller-Güldemeister,
Konstanze Faßbinder, Lorena Killmann,
Marius Münstermann, Martin Theis,
Ralf Keinath

FOTOGRAFEN
Sabine Findeisen, Ramona Gastl,
Philipp Hannappel, Chris Harker,
Timo Jaworr, Tobias Kappel, Lukas Kreibig,
Wilma Leskowitzsch, Sina Niemeyer,
Jakob Schnetz, Daniel Schreiber,
Matthias Schumacher

DRUCK Fischbach, Reutlingen
TITELBILD Peter Bischoff/Getty Images
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck,
Aufnahme in Online-Dienste und Internet
sowie Vervielfältigung auf elektronischen
Datenträgern bedürfen der vorherigen
schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

WIR DANKEN:
Hochschule Hannover, Studiengang
Fotojournalismus,
Wolfgang Behnken

DIE SCHULE DANKT:





Innovation und Design. Richtungsweisend für die Zukunft der Mobilität.

Die Auszeichnungen für faszinierendes Design, vorbildliche Sicherheitskonzepte und herausragenden Komfort bestätigen uns immer wieder als wegweisendes Automobilunternehmen. Mit starken Marken, innovativen Fahrzeugen und intelligenten Mobilitätskonzepten gestalten wir die Zukunft der Mobilität.

www.daimler.com

DAIMLER

INHALT

GO # 9/14

057

ER ODER ICH

*Wie man es mit einem Maulwurf
im Garten aushält
oder ihn um die Ecke bringt*



016

UNTER KLEINGÄRTNERN

*Drei Wochen verbrachte unser
Autor in einer Kleingartenanlage in
Hoyerswerda*



036

TOMATEN DER MAFIA

*In einem Gefängnis in
Neapel züchten Gefangene
biologisches Gemüse*



058

HOFFNUNG PAPRIKA

*Kriegswitwen aus dem Kosovo
gründeten eine Garten-Kooperative,
um zu überleben*

025

SCHREBERS ERBE

*Seinen Namen kennt jeder. Aber was
hat Moritz Schreber eigentlich erfunden?*

046

25 MILLIMETER

*Beim Fußballrasen hört
der Spaß auf: zwei Greenkeeper
der Bundesliga erzählen*

066

AUF DURCHZUG

*Entlang von Bahngleisen finden
sich die skurrilsten Gärten. So wie der
von Herrn Weber bei Zürich*



026

MITTEN IN BERLIN

*Auf einer Brachfläche der Hauptstadt
haben sich 150 Verlorenegegangen
angesiedelt*



048

ESSBARE STADT

*Wo öffentliche Beete zu
Selbstbedienungsläden werden*



068

DIE OLIGARCHEN KOMMEN!

*In Moskau kämpfen
Gartenbesitzer gegen Immobilienhaie
und Neureiche*

035

BESTE ZWIEBELN

*Wie Balkonpflanzen einer jungen
Bosnierin während des Krieges
das Leben retteten*

056

ÜBERALL UND NIRGENDWO

*Der Garten Eden war zu allen
Zeiten ein Menschheitstram.
Ein Altorientalist weiß, wo er liegt*



076

MEIN FEIND, DER NACHBAR

*Die neun Stufen der Eskalation:
Warum aus nachbarschaftlicher Nähe
oft Streit erwächst*

084

AND THE WINNER IS...

*Wie zwei englische Kleingärtner ihre
Konkurrenz ausschalteten und eine
Castingshow gewannen*

085

LIEBESERKLÄRUNG

*Unsere Autorin erinnert sich an den
Garten ihrer Kindheit*



096

RUSSLAND IN BADEN

*Zwischen Alteingesessenen und
Zugezogenen herrschte Funkstille. Dann
kam der Ortsvorsteher auf eine Idee...*

112

DER ANTI-KRIEGER

*Beim Computerspiel World of Warcraft
hat ein Spieler die höchste Punktzahl
erreicht: durch Blümchen pflücken*



114

AUF SCHATZSUCHE

*Der Großvater unseres Autors versteckte
vor seiner Vertreibung aus Ungarn
eine Kupferspritze. Eine Suche*

123

MONDPREISE

*Was darf Grund und Boden kosten?
Eine Münchnerin beschwert sich –
und zieht auf den Mond*



086

ENDE EINER EHE

*Vier Jahre nach der Tat fand die
Polizei in Sachsen-Anhalt Leichenteile
in einem Schrebergarten*



104

SO EIN THEATER!

*Deutsche Nachkriegsgeschichte
vor Schreber-Kulisse: Portrait einer
besessenen Regisseurin*

124

DIE KOMMISSION

*Eine Jury sucht den
Super-Kleingartenverein.
Unsere Autorin hat sie begleitet*



094

GRÜNE BÜHNE

*Wilm Weppelmann aus Münster hat
den Garten zur Kunstform erhoben*

133

GEHT'S NICHT OHNE?

*Deutsche lieben Regeln. Auch in ihrem
Kleingarten. Der Vize-Präsident der
„Gartenfreunde“ erklärt warum*

003 EDITORIAL, 006 IMPRESSUM, 008 DIE WELT IN PARZELLEN, 015 DATEN & FAKTEN, 134 KONTRAST

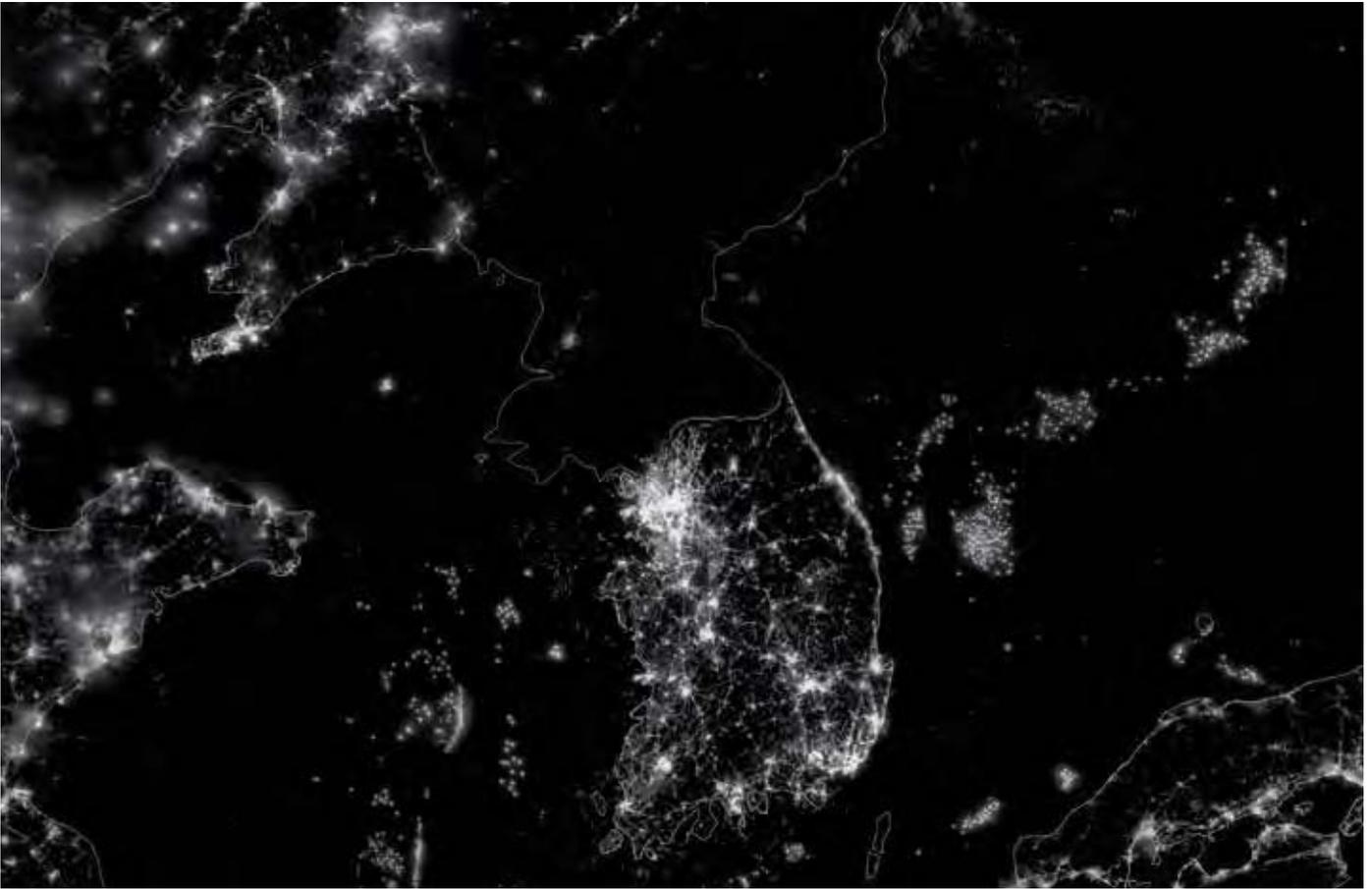


ES HEISST,
VOM WELTALL' AUS
SEHE MAN
KEINE GRENZEN

Die Welt in Parzellen



1,3 Milliarden Chinesen wollen ernährt werden. Jeder Quadratmeter nutzbares Land wird bewirtschaftet. Eine Satellitenaufnahme zeigt die Gegend um die Stadt Tacheng (rechts), deren Felder nur dank künstlicher Bewässerung grünen. Die wenigen Farmbetriebe in Kasachstan (links) sind von der Natur abhängig. Sie warten auf Regen.



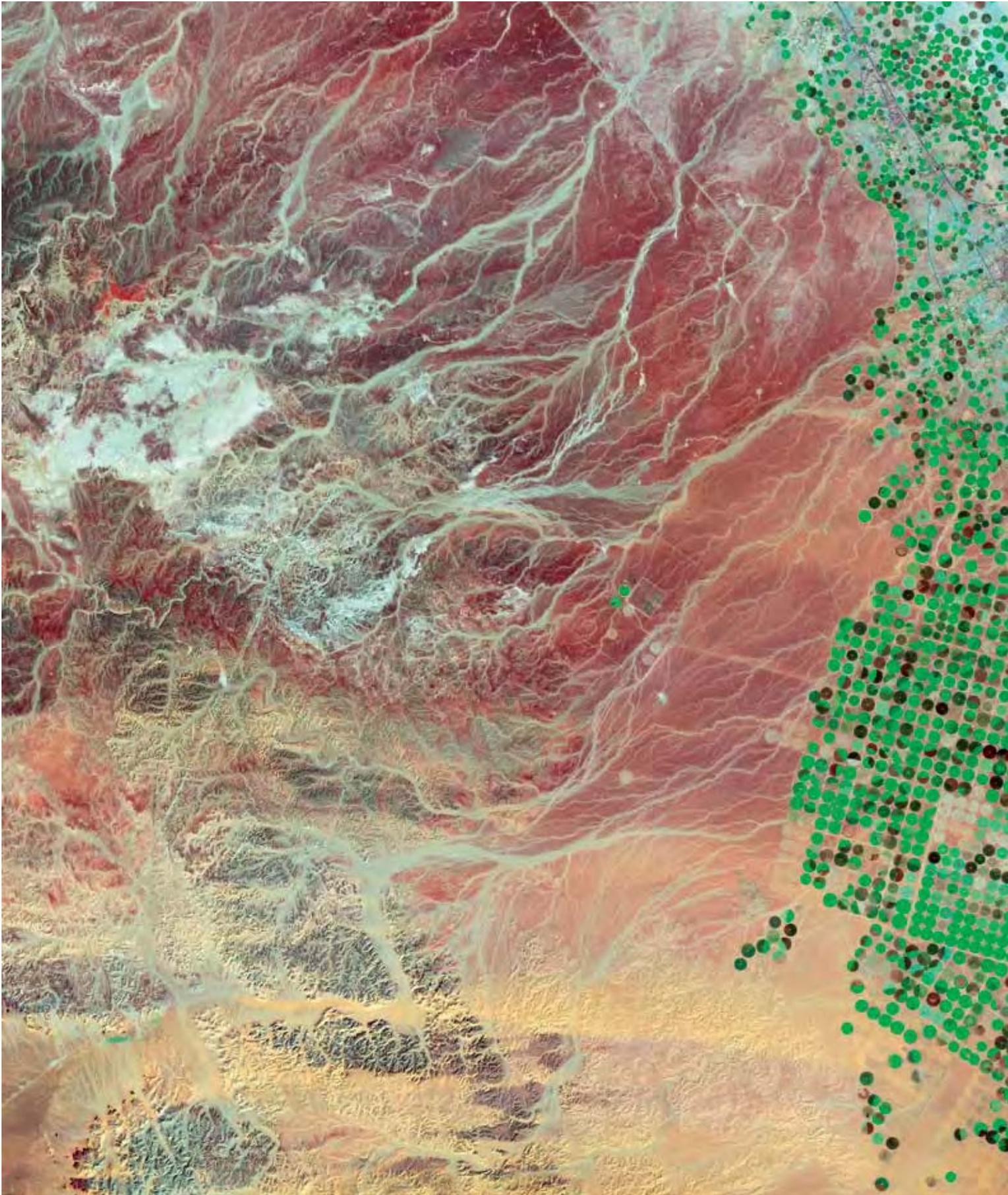
Geteilt: Bei Nacht ist Südkorea ein einziges Lichtermeer. Das abgeschottete Nordkorea hingegen liegt im Dunkeln.

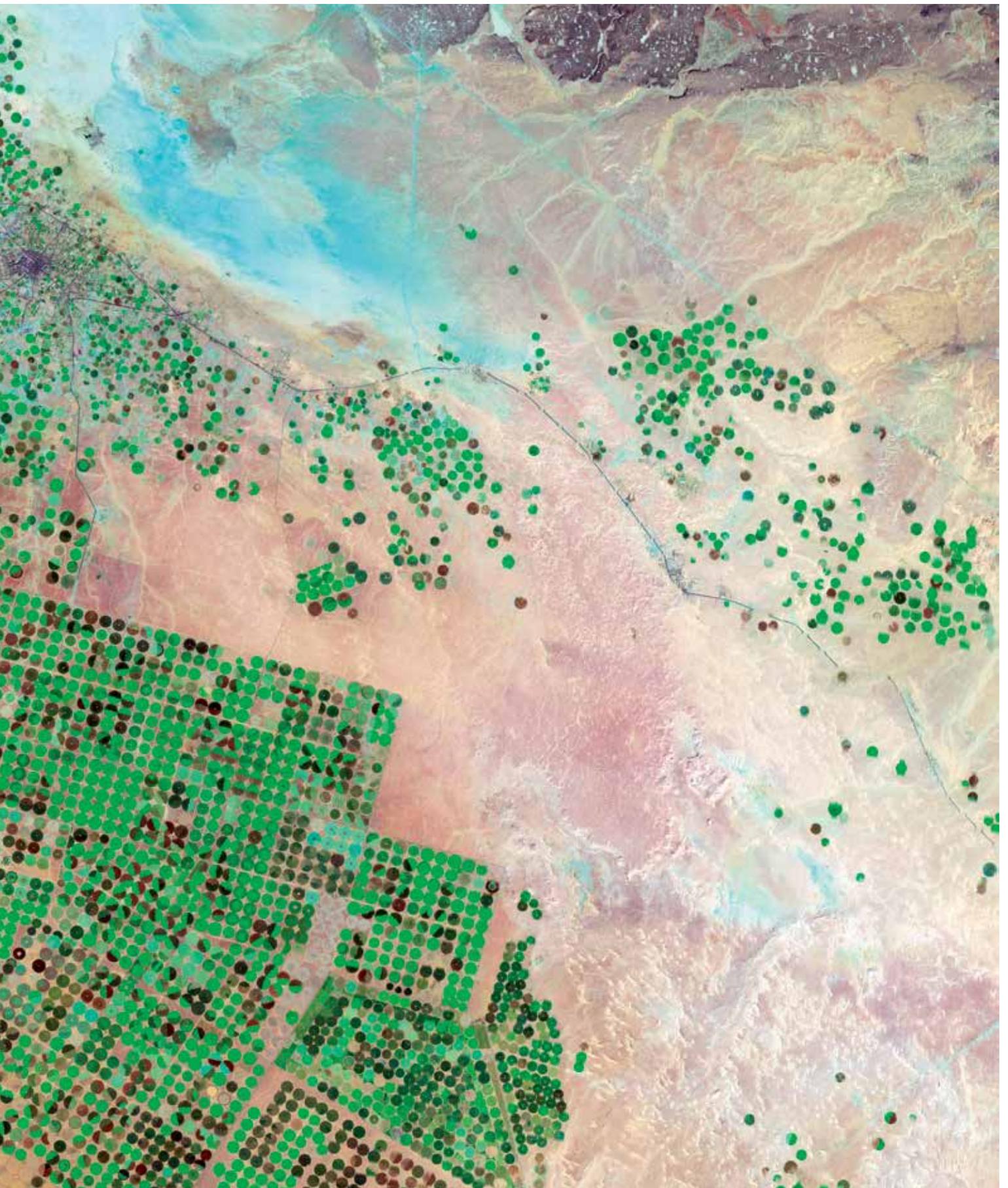
Kleinkariertes Barcelona: Der am Reißbrett entworfene Bezirk Eixample ist einer der am dichtesten besiedelten Orte Europas.



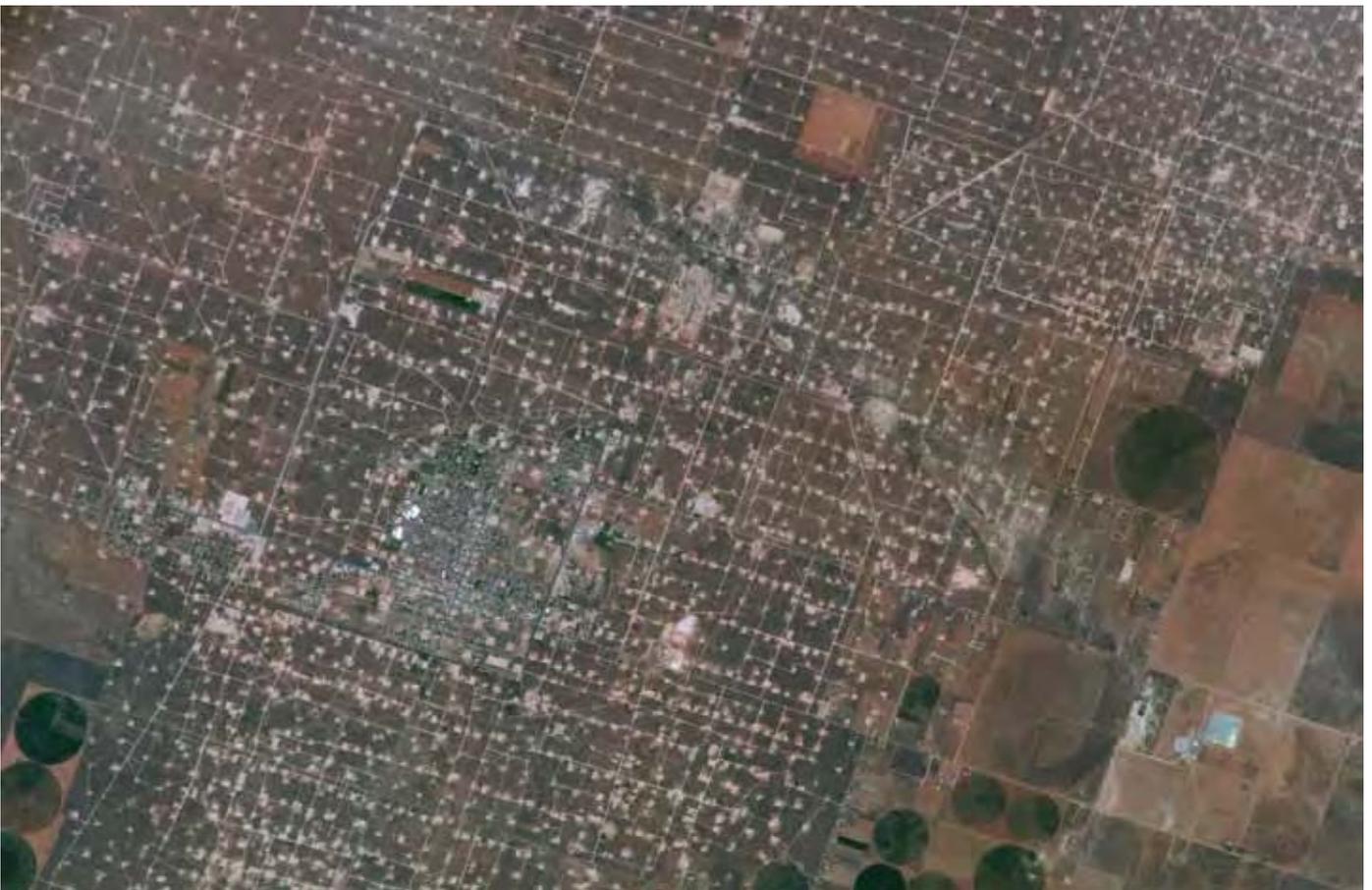
Der Kleingartenverein „Horner Marsch“ in Hamburg ist mit 950 Parzellen einer der größten Deutschlands.

Amazonas, Region Rondônia, im Nordwesten von Brasilien: Holzfäller haben hunderte Schneisen in den Regenwald geschlagen.





In der Wüste Saudi Arabiens werden hunderte Felder mit Wasser aus unterirdischen Speichern begrünt. In der Mitte der Kreise von je einem Kilometer Durchmesser drehen sich Sprengelanlagen.



Das Planenmeer von *Almería*: Unter Plastik erstreckt sich im Süden Spaniens die größte Gewächshausanlage der Welt. Auf einer Fläche so groß wie 50 000 Fußballfelder werden jährlich Millionen Tonnen Obst und Gemüse geerntet.

Wie ein riesiger Computerchip: Ölfelder mit Pipelines und Bohrtürmen prägen die Landschaft bei Lubbock, Texas.



KAUM ZU LAUBEN

Quellen: Bundesverband Deutscher Gartenfreunde (BDG), Destatis, Stadtplanungsamt Kiel, Bayerische Staatsministerien für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Integration, ab-in-den-urlaub.de, Stiftung für Hochschulzulassung, Bitkom, Deutscher Fußball-Bund (DFB), IYG / IFH Retail Consultants, Köln, Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), Deutsche Bischofskonferenz (DBK), Stiftung für Zukunftsfragen, Kulturstiftung Kölner Dom

GESAMTFLÄCHE DER KLEINGÄRTEN in Deutschland, in Quadratkilometern	460
Gesamtfläche von Straßen, Schienen, Wasserstraßen, Bahnhöfen, Häfen, Flughäfen und Containerterminals in Deutschland, in Quadratkilometern	17 850
FLÄCHE EINES KLEINGARTENS im Durchschnitt, in Quadratmetern	370
Fläche des Büros von Angela Merkel im Bundeskanzleramt, in Quadratmetern	140
Fläche des „Kleingärtnervereins Kiel 1897“, in Hektar	117
Fläche des Flughafens Kiel, in Hektar	100
Maximal erlaubte GRÖSSE EINER LAUBE, in Quadratmetern	24
Mindestwohnfläche für Asylbewerber in Bayern, in Quadratmetern	7
Haushalte, die in Bergisch Gladbach UM EINE PARZELLE KONKURRIEREN	319
Bewerber, die in Deutschland um einen Platz im Medizinstudium konkurrieren	4,7
WARTEZEIT AUF EINE PARZELLE in Pforzheim, in Jahren	9
Wartezeit auf einen Trabant in der DDR, in Jahren	10 bis 15
GARTENZWERGE in deutschen Gärten, in Millionen	25
Nutzer von Tablets in Deutschland, in Millionen	24
KLEINGARTENVEREINE in Deutschland	15 000
Fußballvereine in Deutschland	25 513
Kleingartenvereine in Berlin	808
Kleingartenvereine in Kempten	1
UMSATZ DES GESAMTEN GARTENMARKTES im Jahr 2013, in Milliarden Euro	17,3
Einnahmen durch die Kirchensteuer im Jahr 2013 (Katholische und Evangelische Kirche zusammen), in Milliarden Euro	10,3
Durchschnittlich kostet ein Kleingarten in Deutschland pro Tag, in Euro	1
Durchschnittlich geben die Deutschen für ihren Haupturlaub pro Tag aus, in Euro	88
ORGANISIERTE KLEINGÄRTNER in Deutschland	970 000
Organisierte Kleingärtner in Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Österreich, Slowakei, Schweden, Schweiz insgesamt	471 200
Organisierte Kleingärtner in Deutschland im Jahr 1953	600 000
Organisierte Kleingärtner in Deutschland im Jahr 2003	1 020 000
Organisierte Kleingärtner in Deutschland im Jahr 2013	970 000
Menschen, die einen KLEINGARTEN NUTZEN (Pächter, Verwandte, Freunde), in Millionen	5
Menschen, die jährlich den Kölner Dom besuchen, in Millionen	6

● Schrebergärten-Ballungsgebiete

RECHERCHE ALESSANDRO ALVIANI, KATHARINA MÜLLER-GÜLDEMEISTER

KLEINGARTENVEREINE UND IHRE NAMEN

1 Lange Gurke	6 Heimatzauber	11 Sonnenbraut	16 Schachtanlage	21 Op Schulzens Eck
2 Ewige Heimat	7 Blüh auf	12 Superstar	17 Bleibe treu	22 Heimattrost
3 Unland	8 Klein aber mein	13 Reichsbahn I	18 Unverzagt	23 Ideal
4 Unter Uns	9 Speckseite	14 Heimscholle	19 Erdenglück	24 Fleißige Hand
5 Friede und Arbeit	10 Schaffensfreude	15 Friedlicher Nachbar	20 Martini	25 Flughafen



Selbstversuch

DIE VERBLÜHENDEN GÄRTEN VON HOYWOY

*Hoyerswerda ist eine Zumutung. Die Jungen sind weg.
Die Alten sitzen in ihren Gärten. Was passiert, wenn sie sterben?
Drei Wochen Hecke an Hecke unter Kleingärtnern
in einer Stadt, die in der DDR strahlende Zukunft war
und heute unter ihrem Image leidet*

Text Christoph Franz Dorner
Fotos Sabine Findeisen



Ein Blick in eine verwucherte Zukunft. 2020 soll es laut einer Studie der TU Dresden in Hoyerswerda nur noch 1000 Kleingärten geben, momentan sind es noch über 3700. Mit dem Leerstand kommt das Unkraut. Neupächter bekommen die Parzelle und eine Laube oftmals für einen Euro.



Plattenbau in der Dr.-Wilhelm-Kürz-Straße. Seit der Wende wurden in der Neustadt 8000 Wohnungen abgerissen. Von oben sieht das Viertel aus wie eine halb leer gegessene Schachtel Pralinen.

Makowski bog mit seinem blauen Nissan am Wasserturm rechts ab und preschte über eine betonierte Buckelpiste hinein in den Wald. Ich hinterher. Nach einem Kilometer erreichten wir die Bröthener Heide, die von Erlen, Espen und Birken eingerahmt ist und gleich neben der Bahnlinie nach Falkenberg liegt. Wir öffneten das Eisentor und gingen den Kiesweg hinunter. Ich erkannte den Garten bereits von weitem. Die wilde Hecke winkte mir zu.

Seit einem Jahr hatte niemand das Beet bestellt, den Rasen gemäht, die Äpfel und Brombeeren gepflückt, die orange-braune Markise vor der Laube ausgerollt, auf der Hollywoodschaukel gegessen. Garten 34 war ein Makel für die Bröthener Heide, 320 Quadratmeter Urwald eingerahmt von Kleingartenparadiesen. Ein Ort mit einer Würde, die nur Zeit schenken kann.

Als die DDR unterging, war die Bröthener Heide eine Baustelle. Die Kleingartenanlage wurde gerade erst gebaut, und als sie fertig war, hatte die Hälfte der Pächter ihre Arbeit verloren oder rübergemacht. Seither hatte es in den vierzig Gärten draußen im Wald geblüht: Als Steine auf das Asylbewerberheim flogen, und als die Lichter ausgingen, erst im Kombinat Schwarze Pumpe, dann in immer mehr Fenstern der Stadt.

In der Bröthener Heide war die Zeit ein Stück weit außer Kraft gesetzt und die Politik auch. Nur Garten 34 wies in die Zukunft. Er war Vorbote für das Ende. Er erinnerte die Nachbarin Elke daran, dass ihr nur noch wenige Sommer blieben.

Am Anfang war mir nicht klar, welche Geschichte ich erzählen würde. Nur den Ort, an dem sie spielen sollte, wusste ich: Hoyerswerda. Stadt, die in der DDR strahlende Zukunft gewesen war und nach der Wende mit jeder Minute Gegenwart mehr Vergangenheit geworden ist. Stadt der Braunkohle, der Plattenbauten und der Ausländerfeindlichkeit. Demontierte, schrumpfende Stadt. Stadt der Rechten, der Rentner und Kleingärtner.

Schrieben alle, sagten alle, dachten alle. Also dachte ich es auch. Bis ich dort war und herausfand, dass in den Kleingärten nicht nur Kartoffeln und Gurken wachsen, sondern auch Trost für die Einwohner einer Stadt, die man seit langem abgeschrieben hat.

Drei Wochen wollte ich mich in einem Schrebergarten einnisten, herumgärtnern und in einer Laube hausen, um einem ostdeutschen Schreberphänomen nachzuspüren, über das ich hundertfach im Netz gestolpert war. Gartenangebote, die nach leidlich getarnten Traueranzeigen klangen:

„Gut gepflegter Kleingarten mit Massivlaube und Terrasse. Geräteschuppen mitsamt Inventar. Strom-, Wasser-, und Brauchwasseranschluss vorhanden. Guter Obstbestand. Bohnen und Kartoffeln stehen gut.“ Beim letzten Satz stutzte ich: „All dies ist zu verschenken.“

Hatten uns all diese landlüsternen Magazine nicht weismachen wollen,

dass Kleingärten wieder im Trend lägen? Mussten Familien in Berlin oder Leipzig nicht drei bis vier Jahre auf einen stadtnahen Garten warten und dann horrenden Ablösesummen für abgerockte Holzschuppen bezahlen? Und im Osten gab es das alles, in tadellosem Zustand, für einen Appel und ein Ei? Hatten die Ossi denn immer noch keinen Schimmer, wie freie Marktwirtschaft funktioniert?

Behämmertes Wessi-Vorurteil, logisch. Es war mal wieder ein knallhart demografisches Problem, mit dem sie in den strukturschwachen Gegenden im Osten zu kämpfen hatten, auf dem Wohnungsmarkt und nun in den Kleingärten: Leerstand.

„EIGENTLICH IST DER GARTEN UNZUMUTBAR ...“

Die DDR war eine Nation von Laubenpiepern gewesen. Noch heute ist jeder fünfte deutsche Kleingärtner ein Sachse. Doch wo die Gartendichte besonders hoch war und Überalterung und Abwanderung seit Jahren die Bevölkerung aufzehrten, musste die schönste Kleingartenwelt doch irgendwann in den Naturzustand zurückfallen, dachte ich.

Nicht die blumigsten oder gemüsigsten, nein, die verunkrautesten, überwuchertsten, insgesamt deprimierendsten Kleingärten wollte ich sehen, in Hoyerswerda, das seit der Wende jeden zweiten Einwohner verloren und über 8000 Wohnungen abgerissen hatte.

Der Mensch war hier dermaßen auf dem Rückzug, dass nachts bereits die Wölfe um die Kleingartenkolonien schlichen. Vor zwei Jahren hatten sie eine ganz Schafherde mit 21 Tieren gerissen – auf einer Wiese direkt neben der Bröthener Heide.

Bevor es losging, hatte ich mich schlau gemacht: Über 3700 Kleingärten gab es in Hoyerswerda noch. Entgegen der dramatisch gesunkenen Einwohnerzahl hatte sich die Anzahl der Gärten seit der Wende nur um etwa zehn Prozent verringert. Die Kleingärtner waren die Optimisten, die geblieben waren.

Auf meine Anfrage beim Verband in Hoyerswerda gab es genau eine Rückmeldung. Sie kam vom Vorsitzenden Makowski. „Eigentlich ist der Garten unzumutbar“, hatte er am Telefon gesagt und eine herausfordernde Kunstpause eingelegt. „Aber dann kommen Sie mal her.“

Bevor ich ankam, hatten meine zukünftigen Nachbarn das Chaos des Vorpächters beseitigt. Das Inventar der Laube bestand aus einem Klappbett, einer überdimensionierten, nussbraunen Schrankwand, einem Tisch, zwei scheußlichen grünen Sesseln, einer suppenden Kaffeemaschine, bulgarischem Kaffeeservice und einem Tischventilator, ohne den die Laube im Nu zur Sauna wurde.

Anfangs funktionierten Wasserpumpe und Boiler nicht. Nachbar ▶



ALS NACH DER WENDE VIELE FORTGINGEN, SIND ERSTAUNLICH VIELE KLEINGÄRTNER GEBLIEBEN

Die Anlage Wiesengrund vom Dach des Vereinsheims aus gesehen.
Dem Vorsitzenden Schulze hat es Spaß gemacht, mir alles zu zeigen. Und bei meiner
Nachbarin Elke musste ich nicht lange betteln, bis ich in den Pool durfte.



BEI DEN PROFIS DURCHGEFALLEN: DER NEUE HAT ZWEI LINKE HÄNDE OHNE GRÜNEN DAUMEN

Bei Elke konnte ich mir Gartengeräte leihen. Sie zeigte mir, wie man die Hecke schneidet, ohne sofort das Stromkabel zu durchtrennen. Danach durfte ich auch mal ran.





Zu einer raren Spezies gehört diese deutlich jüngere Kleingärtnerin in der Anlage Elsterland. Das Durchschnittsalter der Laubenpieper von Hoyerswerda liegt bei 63 Jahren.

Rudi, der Schweinezüchter, half, so dass nach zwei Tagen warmes Brauchwasser aus der Dusche kam, das braun schimmerte und metallisch roch. In der Küchenzeile fehlte eine Glühbirne, ich behalf mich mit einem schwach leuchtenden Weihnachtsbild von ausnehmender Hässlichkeit, das ich in einer Ecke der Laube fand.

Nach zwei Tagen gab der Kühlschrank den Geist auf. Er wurde prompt ersetzt, als ich einmal die Tür nicht abgeschlossen hatte. In den Neuen hatte jemand eine Flasche Wernesgrüner Bier gelegt. Im Holzschuppen, der mit einer billigen Stereoanlage und Säcken voller Altkleider zugestellt war, hing ein Wespennest, groß wie ein Fußball.

Die Wespen waren die eigentlichen Herrinnen der Laube. Sie hatten sich durch die Wände aus Pressholz gefressen und schossen aus dem Wandloch in das gekachelte Bad, weshalb ich es nicht wagte, beim Duschen die Augen zu schließen. Um 23:04 Uhr ratterte ein Güterzug vorbei, um 2:21 Uhr noch einer. Kurzum: Es war bestimmt kein Hotel, aber ich kam zurecht.

Ein Lehrerehepaar aus Hoyerswerda hatte den Garten zwanzig Jahre eisern bewirtschaftet, bis der Mann starb und der Frau der Weg in den Wald zu beschwerlich wurde. Danach versuchte eine Patchwork-Familie ihr Glück: Die Mutter und die vier Kinder waren den Nachbarn zu laut, der Vater, Matthias, bekam Probleme mit dem Herzen. Zurück blieben ein Laufrad und zwei Planschbecken hinter der Laube.

Es übernahm Reiner, ein Landschaftsgärtner. Anfangs hegten die Nachbarn große Hoffnungen in den arbeitslosen jungen Mann, doch der scherte sich zu wenig um die Gartenordnung und die Gemeinschaft, zahlte bald die Pacht nicht mehr und zog nach Chemnitz, um dort in einer Kneipe zu jobben. Garten 34 war zwar noch sein Besitz, aber nicht mehr sein Problem.

Seitdem sah Elke, 71 Jahre alt, mit wachsendem Kummer dem Unkraut im Nachbarsgarten beim Wuchern zu. Dass die Aussicht auf einen neuen Pächter nicht gerade rosig war, wusste sie. Reiner hatte den Garten bei Ebay inseriert, aber für eine Ablöse von 500 Euro würde ihn niemand übernehmen. Ganz hatte Elke die Hoffnung aber nie aufgegeben.

Also schob sie an einem Tag im Juni den Rasenmäher in den Nachbarsgarten, denn eine Hecke zwischen den zwei Parzellen gab es nicht, und mähte den Rasen. Juristisch gesehen ein Fall von Hausfriedensbruch, tatsächlich ein Sieg der Moral. Zwei Wochen später stand ich vor ihrer Tür, um mir Gartengerät auszuleihen.

Wie ein Kleingärtner fühlte ich mich nun nicht gerade, als ich begann, den Dschungel im Garten zu lichten. Eher wie ein Ungelernter von der Entrümpelungstruppe. Ich besorgte mir einen viel zu großen Arbeitsoverall und rupfte büschelweise meterhohe, von der Sonne verbrannte Gräser, Farne

und Wildblumen aus dem Boden, deren Namen ich allesamt nicht kannte. Abends goss ich das übrig gebliebene Grünzeug, über das ich anderntags von Elke erfuhr, dass es auch wegkonnte. Im Grunde konnte alles weg.

Meine zwei linken Hände ohne grünen Daumen amüsierten die Nachbarn. Ich genoss Narrenfreiheit, eine Bewirtschaftung nach dem Bundeskleingartengesetz würde mir in drei Wochen eh nicht gelingen. Also simulierte ich einen Schrebergärtner, zeigte mich mit freiem Oberkörper wie die alten Herren in der Anlage, trank beim Frühschoppen mit und aß täglich einen Apfel vom Baum. Gurken und Zucchini bekam ich von Elke zugesteckt, der guten Seele der Bröthener Heide.

DIE ARCHITEKTEN JUBELTEN: DIESE STADT WIRD GOLDRICHTIG

Elke zog 1974 aus Zwickau nach Hoyerswerda, wie so viele junge Menschen vor und nach ihr. Sie kamen in Busladungen, aus dem Erzgebirge und aus den thüringischen Tälern, aus anhaltischen Industriestädten, aus der Brandenburger Steppe und von den mecklenburgischen Seen. Der Teufel hatte sie gelockt, wie es ein sorbisches Sprichwort besagt. Denn der hatte in der Lausitz die Braunkohle vergraben, von der sie alle leben wollten.

Die Partei hatte einen Plan mit Hoywoy, so nannten die Menschen ihre Stadt. Seit Ende der fünfziger Jahre waren in der Neustadt Plattenbauten aus dem sandigen Boden geschossen. Die Wohnungen waren modern, hatten Fernheizung, Warmwasserversorgung, Einbauküchen. In den Wohnkomplexen wurde mit kurzen Wegen zu Kindergarten, Schule und Kaufhalle sozialistischer Alltag organisiert. Die Architekten jubelten: Diese Stadt wird goldrichtig. Sie wurde in vieler Hinsicht grundfalsch.

Denn Hoyerswerdas Zukunft wurde bedingungslos mit dem Braunkohlekombinat Schwarze Pumpe verknüpft, in dem 16 000 Menschen die Kohle aus den umliegenden Tagebauten zu Briketts, Stadtgas und Strom verarbeiteten.

Energie ist das Blut der Wirtschaft, sagen sie noch heute in der Lausitz, stolz und ein wenig trotzig, wenn Umweltschützer gegen den Klimakiller Braunkohle und die Umsiedlung ganzer Dörfer protestieren. Schwarze Pumpe war die schmutzige Herzkammer der DDR, Hoyerswerda ihr Vorhof.

„Schwarze Pumpe hat uns alle geschluckt“, sagte Elke abends bei einem Glas Bowle auf ihrer Terrasse. Die kleine Frau mit Brille und praktischer Kurzhaarfrisur war anders als viele Einwohner, denen man in der Stadt begegnen konnte, die Gesichter durch das Leben mit der Kohle hart und verschattet.

In ihrem Gesicht glühten die Herzensgüte einer Großmutter und der Behauptungswille eines Mädchens, das weiß, dass es im Leben wenig ▶



Einen Kaffee oder einen Schnaps gibt es bei Nachbarin Charlie immer:
„Wir haben gelernt, aus Scheiße Bonbons zu machen“, sagte sie über das Leben in Hoyerswerda.

Wahl haben wird, aber seinen Stolz. Bis 75 wollte sie im Garten durchhalten, sagte Elke. Morgens und abends stieg sie in ihren Pool und schwamm ein paar Minuten im Kreis.

In Hoyerswerda hatten sie der gelernten Weberin eine Stelle als Verkäuferin im Centrum-Warenhaus versprochen. Stattdessen schickte man sie nach Schwarze Pumpe. Nachts reinigte sie die Kauen, die Wasch- und Umkleideräume. Keine schöne Arbeit, doch Elke beklagte sich nicht, denn sie war jung und glücklich. An Weihnachten stand sie mit ihrem Mann Jakob für grüne Apfelsinen aus Kuba in der Kaufhalle an. Elke flüsterte ihm ins Ohr: „Heute kenn’ ich dich nicht.“ Am Ende gingen beide mit Apfelsinen aus der Kaufhalle.

SEIT DREI JAHREN KOMMT DER EISMANN MIT SEINEM WAGEN NICHT MEHR

Innerhalb von drei Jahrzehnten verzehnfachte sich die Einwohnerzahl von Hoyerswerda, von 7000 auf über 71 000. Doch die jüngste und kinderreichste Stadt der DDR blieb zu lange eine Schlafstadt. Aus Reißbrett-Architektur allein entstand kein Lebensgefühl. Es gab kein Theater, kein Kino, kein Tanzlokal. Der Wohnungsbau hatte Vorrang.

Bereits am 9. August 1968 notierte die Schriftstellerin Brigitte Reimann, die in Schwarze Pumpe Kumpeln das Schreiben beibrachte, in ihr Tagebuch: „Vielleicht ist Hoyerswerda in zwanzig Jahren eine Geisterstadt wie die verlassenen Goldgräbersiedlungen.“

Du stinkst nach Schwarze Pumpe, sagten sie in der Neustadt nach der Arbeit zueinander. Vielleicht kam daher die Sehnsucht nach anderer Luft und einem Fleckchen Grün. Warum sich die Kleingärten zum Massenphänomen entwickelten, konnte niemand ganz genau erklären. Brot und Spiele, sagte der Verbandsvorsitzende Klekar. Trostpflaster für die Massen, sagte Schatzmeister Reinhardt.

Ich traf sie in einem Büro im fünften Stock eines Plattenbaus im Norden der Stadt, in den Etagen darunter die Wohnungsgesellschaft, die seit über einem Jahrzehnt die Hochhäuser der Neustadt auseinanderlegt. Sie sieht von oben mittlerweile aus wie eine halb leer gegessene Schachtel Pralinen.

Die Großbetriebe unterstützten den Bau der Kleingartenanlagen, die sich bald wie ein grüner Gürtel um Hoyerswerda schmiegt. Sie gaben Kredite, verliehen Maschinen, stifteten Baracken, die zu Vereinsheimen wurden. Und schauten nicht so genau hin, wenn nach Feierabend Zement und Kalk verschwanden, um in ächzenden Trabis in die Anlagen gekarrt zu werden. „Aber das war kein Klauen, sondern eine Umverfügung“, sagte der Kleingartenvorsitzende Schulze mit gespielter Entrüstung, als ich ihn auf diese realsozialistischen Robin-Hood-Methoden ansprach.

Damals, beim Verbuddeln kilometerlanger Wasser- und Stromleitungen, beim mühsamen Mauern der Lauben, beim Anpflanzen, Ernten und Feste Feiern, bei all den Erinnerungen, die heute als blässliche Fotografien in den Vereinschroniken kleben, musste entstanden sein, was sie im Westen für einen staats gelenkten Mythos hielten: Die Gemeinschaft im Kleingarten – unbezahlbar, unkaputtbar, unparteilich.

Ich blieb in der Bröthener Heide nicht lange ein Fremder. Die Gemeinschaft saugte mich an. Charlie, eine gealterte Spitzbübchen mit blonden Locken und nach innen geknickten Handgelenken, entdeckte mich, als sie abends mit Taschenlampe und Salzstreuer Nacktschnecken jagte. Auf den Schreck mussten wir bei ihr erst einmal fünf Kräuterschnaps trinken.

Ich saß bei Edeltraut, rot gefärbte Haare, Klimperschmuck, künstliche Fingernägel, die Zigaretten immer griffbereit. Sie konnte nach einer Hüftoperation kaum laufen und hatte ständig Familienbesuch, etwa den Enkel Paul, 21 und derzeit ohne Arbeit. Er erzählte, wie sie als Kinder früher zum Eingangstor der Anlage rannten, wenn der Eismann in seinem Wagen die Glocke läutete. Drei Jahre musste das her sein, seit der Eismann nicht mehr kam, hustete Edeltraut.

Dann gab es Marianne, früher eine stramme Genossin. Sie misstraute mir, dem Journalisten aus dem Westen, und zeigte das auch. Marianne knurrte mich an, ich solle ja nicht schreiben, wie schön es bei ihnen sei. Sonst kämen sie im Westen noch auf die Idee, ihnen ihre Lauben wegzunehmen. Dabei hatte sie nichts zu befürchten, die Lauben standen seit der Wiedervereinigung unter Bestandsschutz. Ein echter Standortvorteil gegenüber dem Westen.

Denn es waren schöne Lauben: Kurz vor der Wende hatte die Partei eine letzte Charme-Offensive in den Kleingärten gestartet und den Bau größerer Familienlauben genehmigt. In der Bröthener Heide stand der Typ Schowtschick-Mühle, der wie ein geschrumpftes, zweistöckiges Einfamilienhaus aussah. Brigitte besaß eine solche Mühle, und Frank, dem sie um ein Haar abgebrannt wäre. Er hatte Stroh in der Laube gelagert. Die Feuerwehr fand gerade noch rechtzeitig den verschlungenen Weg in den Wald.

Der Schweinezüchter Rudi, den ich ausschließlich in Arbeits- oder Badehose antraf, war ein praktischer Typ von grober Herzlichkeit. Als wir an einem Freitagabend bei Günter, einem pensionierten Feuerwehrmann, zum Grillen eingeladen waren, kamen wir aus Versehen auf Politik zu sprechen. Rudi hatte Hartz IV bekommen, nackig hatte er sich dafür machen müssen, bebte er. Hätte er etwas zu sagen in diesem Land, würden die oberen Zehntausend inklusive Frau Merkel enteignet und bekämen ein Jahr lang Hartz IV. Damit die mal sehen, wie das ist.

Später am Abend war die Stimmung ausgelassen. Es hatte Grillfleisch ▶



Harald Makowski ist einer dieser Vorsitzenden, die es immer erst im Guten versuchen, wenn jemand gegen die Gartenordnung verstößt. Im verwaisten Vereinsheim werden die Stühle nur noch für die Jahreshauptversammlung hinuntergestellt. Gemeinschaft findet nur noch im kleinen Kreis statt – zum Beispiel auf der Hollywoodschaukel.





Fazit des Selbstversuchs: „Am Anfang fühlte ich mich etwas verloren, aber ich blieb nicht lange ein Fremder. Auch der Garten konnte sich am Ende sehen lassen.“

gegeben und geräucherten Fisch, den Günter am Morgen aus der Spree gezogen hatte. Es wurde ein bisschen geschimpft und viel gelacht, sogar „Sing, mei Sachse sing“ stimmte die Runde an, ehe Günter in den Keller der Laube tapste und mit einer angebrochenen Flasche Schnaps zurückkam. Um Mitternacht, als jenseits der Gleise die Techno-Bässe der Jugend loswummerten, gingen wir, die Alten, zu Bett.

Wir hatten an dem Abend auch über 1991 geredet. Über das Ereignis, wegen dem sie bis heute schief angeschaut wurden, wenn sie mit ihren Autos – Kennzeichen HY – zu den Kindern in den Westen fuhren.

An fünf Tagen im September hatten Neonazis erst das Wohnheim für ausländische Vertragsarbeiter in der Albert-Schweitzer-Straße angegriffen, dann das Asylbewerberheim in der Thomas-Müntzer-Straße. Hunderte Anwohner standen dabei, grölten und feierten den braunen Mob in dumpfer Gemeinschaft. Die Staatsmacht kapitulierte und schaffte verstörte Menschen aus Vietnam, Rumänien, Mosambik und Ghana in Bussen aus der Stadt. Deutschland schämte sich, auch, weil Hoyerswerda überall war in jenen Tagen.

Die Kleingärtner aus der Bröthener Heide waren damals nicht dabei gewesen, sagten sie, erzählten bei Kerzenlicht aber von den Nebenschauplätzen der hässlichen Treibjagd: Von Schafen, die diese Menschen vorher auf Balkonen der Plattenbauten geschlachtet haben sollen. Von verummten Männern mit Baseballschlägern, die bei Autos mit Hoyerswerdaer Kennzeichen die Scheiben zerschlugen, um die Anwohner aufzuhetzen. Davon, dass Hoyerswerda seit jenen Tagen keine zweite Chance bekommen hatte: „Über andere Städte, in denen so was passiert ist, spricht heute keiner mehr“, sagte Rudi, „nur über Hoyerswerda.“

Indirekt erzählte die Runde auch von sich selbst, von der Überforderung mit bundesdeutschen Verhältnissen. Sie hatten das Kombinat Schwarze Pumpe nach 1990 auf einen Schlag überflüssig gemacht. Eine Brikettfabrik blieb übrig und das neue Kraftwerk, ein grauer Klotz mit ein paar hundert Arbeitsplätzen. Es war eine Energiewende zu Lasten von Hoyerswerda.

In vielen Kleingärten wurden die Hecken immer höher, jedes Jahr um ein paar Zentimeter. Manche versteckten sich vor der Welt, andere wurden immer mehr wie die Wessis, knurrte der Vorsitzende Schneider aus der Anlage Energiequelle: ohne Interesse an der Gemeinschaft. Die Jungen ohne Arbeit machten nachts Lärm, ließen die Gärten verlottern oder zogen als Gartennomaden umher.

Dabei galt, was schon für die DDR gegolten hatte: Es war nicht alles schlecht. In den Kleingärten lebten die Alten bei gutem Wetter von April

bis Ende September wie die Wessis in ihren Fincas auf Mallorca. Die Illusion von bescheidenem Reichtum allein durch die Kraft der Gemeinschaft hatte über Jahrzehnte funktioniert. Nun wurde sie durch das Unkraut in den Nachbarsgärten langsam zerstört.

„WIE WILLST DU EIGENTLICH DEINEN ABGANG ORGANISIEREN?“

Im Jahr 2020 würden von den 3700 Kleingärten nur noch 1000 bewirtschaftet, hatte die TU Dresden in einem städtebaulichen Konzept für die Stadt vorhergesagt. Kein ganz unrealistisches Szenario, lag das Durchschnittsalter der Kleingärtner bei rund 63 Jahren, in einigen Anlagen weit über 70.

Im Wiesengrund klopfte der Vorsitzende Schulze bereits bei den ältesten Gartenfreunden an und fragte: „Wie willst du eigentlich deinen Abgang organisieren?“ Gab es keinen Erben oder Nachpächter, hatte der Verein wieder ein Problem mehr. Denn der Abriss einer Massivlaube kostete bis zu 5000 Euro, Geld, das kein Verein aufbringen konnte. Auch über eine Fusion ganzer Anlagen musste man irgendwann sprechen. Die Stadt, der Verband, die tapferen Vorsitzenden. Aber jetzt noch nicht. Sie alle wollten doch noch ein paar schöne Sommer erleben.

Auch für Elke hatte nach der Wende eine lange Zeit der Abschiede begonnen: von der Vorstellung, dass das Leben in einem anderen Land einfach so weitergehen würde wie bisher. Von der Tochter und der geliebten Enkelin, der Kleenen, die im Westen ihr Glück versuchten. Von ihrem Mann Jakob, der plötzlich an Nierenversagen starb. Zwölf Jahre war das nun her.

Zwischenzeitlich hatten sie in der Bröthener Heide richtig viel getrunken, erzählte Elke. Die Frauen jeden Tag eine Flasche Cognac, die Männer noch mehr. Zwei Frauen hatte der Alkohol zu Witwen gemacht. Aber sie schafften es, sich gegenseitig wieder aufzurichten. Die Gemeinschaft funktionierte. Brigitte kam zu Elke, wenn es gewitterte. Rudi kam und reparierte ihr Dach, als es hineinregnete.

Dennoch sah Elke geknickt aus, als wir vor meiner Abreise zusammensaßen. Ich hatte am Vortag den Rasen gemäht und die Hecke geschnitten. Garten 34 konnte sich sehen lassen, fand ich. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch durchhalte“, sagte Elke mit belegter Stimme, „manchmal habe ich keine Kraft mehr. Am liebsten würde ich zu der Kleenen rübermachen.“ Die Enkelin wohnt bei Bonn, am anderen Ende von Deutschland.

Als ich ging, bemerkte ich, dass in meinem Garten rosa Gladiolen aufgeblüht waren. Ich hätte sie fast übersehen. ■



KINDERSCHRECK SCHREBER

Der Namenspate der Schrebergärten war eigentlich Orthopäde und Pädagoge. Seine „Erfindungen“ zur Erziehung von Kindern erinnern heute eher an Folterinstrumente

Dr. med. Daniel Gottlob Moritz Schreber (1808-1861) übernahm 1844 die Leitung der Leipziger Heilanstalt für Orthopädie, wo er sich hauptsächlich mit Kindern befasste. Sein Buch „Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit“ war ein weitverbreiteter Ratgeber. Schreber gilt heute als ein Mitbegründer der „Schwarzen Pä-

dagogik“, die Kinder mit körperlichen Mitteln züchtigt. Andere halten die von ihm entwickelten orthopädischen Geräte für Pionierarbeit in der Körperbehindertenhilfe. Schreber selbst hatte fünf Kinder. Sein ältester Sohn beging Selbstmord, einem zweiten widmete sich später Sigmund Freud. Er starb in einer psychiatrischen Anstalt. Weil in den schnell wachsenden

Städten des 19. Jahrhunderts kaum Spielplätze für Kinder vorhanden waren, forderte Schreber mehr städtische Grünflächen. Nach seinem Tod gründete sich in Leipzig ein Schul- und Erziehungsverein, der nach ihm benannt wurde. Daraus entwickelte sich vor 150 Jahren der erste Schrebergarten.

CAROLINA TORRES

Aus „Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit“ (1858) & „Das Buch der Gesundheit oder die Lebenskunst nach der Einrichtung und den Gesetzen der menschlichen Natur“ (1861)

„Unterdrücke im Kinde Alles, halte von ihm Alles fern, was es sich nicht aneignen soll; leite es aber beharrlich hin auf Alles, was es sich angewöhnen soll.“

„Quäle das Kind nicht durch zu häufiges Verlangen, z.B. des Kussgebens, des Handgebens, der Veränderung seiner Lage u.s.w., aber was du einmal verlangst, das setze durch in jedem Falle, mag das Verlangen noch so unbedeutend sein, selbst nöthigenfalls mit Gewalt.“

„Um Gehorsam zu erlangen, appelliere man an die Liebe: ‚Willst Du mir Deine Liebe beweisen, so thue dieses und unterlasse jenes.‘ Wo das nicht wirkt, ist meistens die Erziehung verfehlt.“

„[...] sowohl alle unedlen und unmoralischen, als auch alle niederdrückenden Leidenschaften (unter letzteren besonders grundloser Trübsinn, mürrischer, ärgerlicher Sinn) müssen immer sofort durch Ablenkung oder direktes Niederkämpfen im Keime erstickt werden.“



„Wenn bei einem Kinde, welches bereits das siebente oder achte Jahr überschritten hat, irgend eine von der Rückenlage abweichende gesundheitswidrige Art des Liegens im Schlafe zur vorwaltenden Gewohnheit geworden ist, so ist dieselbe in der Regel dann so fest gewurzelt, daß man zu ihrer Beseitigung einer zuverlässigen Maßregel bedarf.“



„Dieser Reifen verhindert jeden Versuch des Schiefensitzens, des Vorfallens mit dem Oberkörper und Kopf, des Andrückens der Brust oder des Unterleibes. Bereits falsch gewöhnte Kinder bilden sich bei dem ersten Versuche oft ein, an dem Geradehalter nicht schreiben zu können. Man lasse sich dadurch nur nicht beirren, sondern bestehe fest auf Fortsetzung der Versuche.“

„von überaus hoher Wichtigkeit ist [...] das sich entfaltende Geschlechtsleben und insbesondere jene traurige Verirrung dieses Naturtriebes, die unnatürlich einseitige Befriedigung desselben, die Selbstbefleckung, die Onanie. [...] Es zerstört langsam, aber sicher den wahren Kern des Lebens, raubt dem Körper wie dem Geiste alle Blüthe und Kraft. Zuverlässig ist dieses überaus verabscheuungswürdige Laster noch in keinem Fall ganze ohne wahrnehmbare Wirkung geblieben.“

„Die am Kinde haftenden Folgen der Mängel und Fehler in der Erziehung sind als krankhafte Zustände zu betrachten.“

„Die Mittel und Wege nun, die sittliche Willenskraft, den Charakter, zu entwickeln und zu befestigen, brauchen nicht erst gesucht zu werden; [...] Die allgemeinste Bedingung zur Erreichung dieses Zieles ist der unbedingte Gehorsam des Kindes.“ ■



„Wer viel besitzt, wird ängstlich“, sagt Martina. Die wenigen Quadratmeter in ihrer Hütte bedeuten für sie Freiheit.



Anders Leben

HIER BIN ICH MENSCH

DARF ICH HIER SEIN?

Sie wohnen in selbstgezimmernten Hütten, ohne Strom, ohne Wasser, ohne Regeln. 150 Verlorengegangene, Treibende und Idealisten haben eine Brachfläche mitten in Berlin bebaut und stellen durch ihre Anwesenheit Fragen: Wer darf in der Stadt leben? Und was heißt das: gutes Leben?

Text Christina Schmidt
Fotos Philipp Hannappel

Auf der Brache leben drei Arten von Ratten. Die kleinen, putzigen. Die mittelgroßen mit ihrem glänzenden Fell. Und die großen, die manche hier Hasengesichter nennen. Ratten gibt es überall in der Hauptstadt. Nur sind sie nirgends so ungeniert zu Hause wie auf diesem Gelände. Nachts hocken sie quickend am Rand des Weges, der zur Spree führt. Von Menschen nehmen sie keine Notiz. Das gilt auch umgekehrt.

Auf der Brache leben drei Arten von Menschen. Die Gestrandeten, Heimat- und Obdachlosen, manche zu jung, um legal Zigaretten zu kaufen. Die Roma, von der Polizei hierher geschickt, damit ihre Lager aus den städtischen Parks verschwinden. Und die Kreativen, die Idealisten und Aktivistinnen. Sie suchen hier nicht Zuflucht, sondern Freiheit, Freiraum und Unabhängigkeit. In einer Baulücke, die sich als letzte unbebaute Fläche zwischen Häusern, Spree und einer Ausgehmeile für Touristen auftut: die Cuvry-Brache.

Sie wohnen in Hütten aus zusammengeklautem Holz, in billigen Iglu-Zelten. Ohne Strom, ohne fließend Wasser, mit wenigen Besitztümern, mitten in Berlin-Kreuzberg. Keine zehn Kilometer ist das Regierungsviertel entfernt, in dem die Regeln für ein ordentliches, deutsches Leben aufgestellt werden. Eine Distanz, die von hier aus unüberwindbar scheint.

Der Platz ist in diesem Sommer dicht besiedelt. Staubige Wege gliedern das Gebiet, sie dienen der Cuvry-Brache wie Achsen einem Koordinatensystem. Darin sortieren sich, der Welt draußen nicht unähnlich, die Bewohnergruppen sauber voneinander getrennt ein: Die Gestrachelten haben ihre Zelte und Hütten am Ufer der Spree aufgestellt. Ein weißes Tipi verbreitet Ferienlageratmosphäre. Die beiden Roma-Familien aus Bulgarien und Rumänien leben entlang der X-Achse aufgereiht, Tag für Tag fegt dort eine junge Frau ebenso emsig wie erfolglos, Kleinkinder spielen, Männer warten auf die Arbeitsplätze, für die sie nach Berlin gekommen sind, die es für sie aber nicht gibt. Die Kreativen, die Künstler, Studenten, Besetzer, Musiker und Träumer haben sich in ihren Lauben im Gebiet links des Brache-Eingangs an der Schlesischen Straße eingerichtet. Manche haben zweigeschossig gebaut, andere, wie Martina, sich in kleinere Hütten zwischen dichtes Gebüsch gedrängt.

Keiner von ihnen hat gefragt, ob er bleiben darf – die meisten leben mit der Erfahrung, nicht sehr viel zu dürfen. Hier nehmen sie sich Platz, ein paar Quadratmeter für jeden, und stellen damit der Mehrheit ganz nebenbei existentielle Fragen: Wer darf in der Stadt leben? Und was heißt das: gutes Leben?

Für Martina heißt es „Freiheit“. Die ist zwei Mal drei Meter groß und besteht aus Spanplatten, die sie wie einen Flickenteppich aus alten Schranktüren und Fenstern zusammengeschaubt hat. Sie hatte keinen Bauplan, trotzdem steht das Haus seit einem Jahr. Innen sieht es aus wie in vielen WG-Zimmern: Klamotten liegen auf dem Boden verteilt, leere Pfandflaschen stehen in einer Ecke, das Bett ist ungemacht. Ordentliches Chaos, nur auf weniger Quadratmetern – und mit einem Gasofen für die kalten Tage. „Wer wenig hat, kümmert sich sorgsam darum“, sagt sie und spült das eine von den zwei Gläsern, die sie besitzt, mit Wasser aus einem Kanister ab. „Wer viel hat, wird ängstlich.“

In einer lauen Sommernacht sitzt Martina auf dem Dach und guckt auf die Welt hinter dem mannshohen Holzzaun, der die Brache umgibt. Sie ist 23 Jahre alt, hat lange schwarze Haare und braungebrannte Haut, auf der Farbleckse so hartnäckig kleben, wie die Botschaften, die sie auf Holzplatten pinselt, um sie vor dem Eingang der Brache aufzustellen: „Free Cuvry“ oder „Our home against your system“. Das „system“ ist für sie die Welt jenseits des Zauns: die Welt der Vermieter, Putzpläne, ungeliebten Jobs, die

man machen muss, um Geld zu verdienen – die Welt all dieser Grundsätzlichkeiten, die ein junger Mensch jahrelang trainiert, weil sie halt dazugehören. Das alles hat Martina gehabt und hinter sich gelassen.

Wenn sie morgens aufsteht, hockt Martina sich auf die Stufe vor ihrer Hütte und betrachtet eine Weile lang den Tag. Kaffee, Zigarette, Gucken. Meistens hat ihr Freund, der Spanier Arend, dann schon Essen besorgt, aus den Mülltonnen der umliegenden Supermärkte klaubt er Melonen, Stiegen voll Avocados, an guten Tagen Schokoküsse. Lebensmittel, nicht mehr gut genug für den Verkauf, zu gut, um sie zu vernichten. Manche Händler im Kiez lassen inzwischen aussortierte Ware für die Cuvry-Bewohner vor ihren Geschäften stehen. So reicht das wenige Geld, das Martina mit ein paar Kneipenschichten im Monat verdient, für sich, ihren Freund und den struppigen Hund Kelba.

Kürzlich war ihre Mutter aus Bosnien-Herzegowina zu einem Besuch angereist. Sie war entsetzt: Hatte sie nicht vor über zehn Jahren ihre Heimat verlassen, um ihren Kindern mehr bieten zu können als ein Leben im selbstgebauten Provisorium? In genau so eine Hütte hatte sie der Krieg gedrängt. Deshalb war die Familie nach Deutschland geflüchtet, hatte die lähmende Asylprozedur über sich ergehen lassen, alles, um wieder in einem richtigen Haus wohnen zu können. Erst als die Kinder erwachsen waren, sind sie und ihr Mann zurückgekehrt. Im Weltbild der Mutter leben heute nur noch die Armen, Roma oder Gestrachelte in solchen Hütten. Das Zuhause ihrer Tochter erschien ihr deshalb als Sinnbild dafür, alles verloren zu haben.

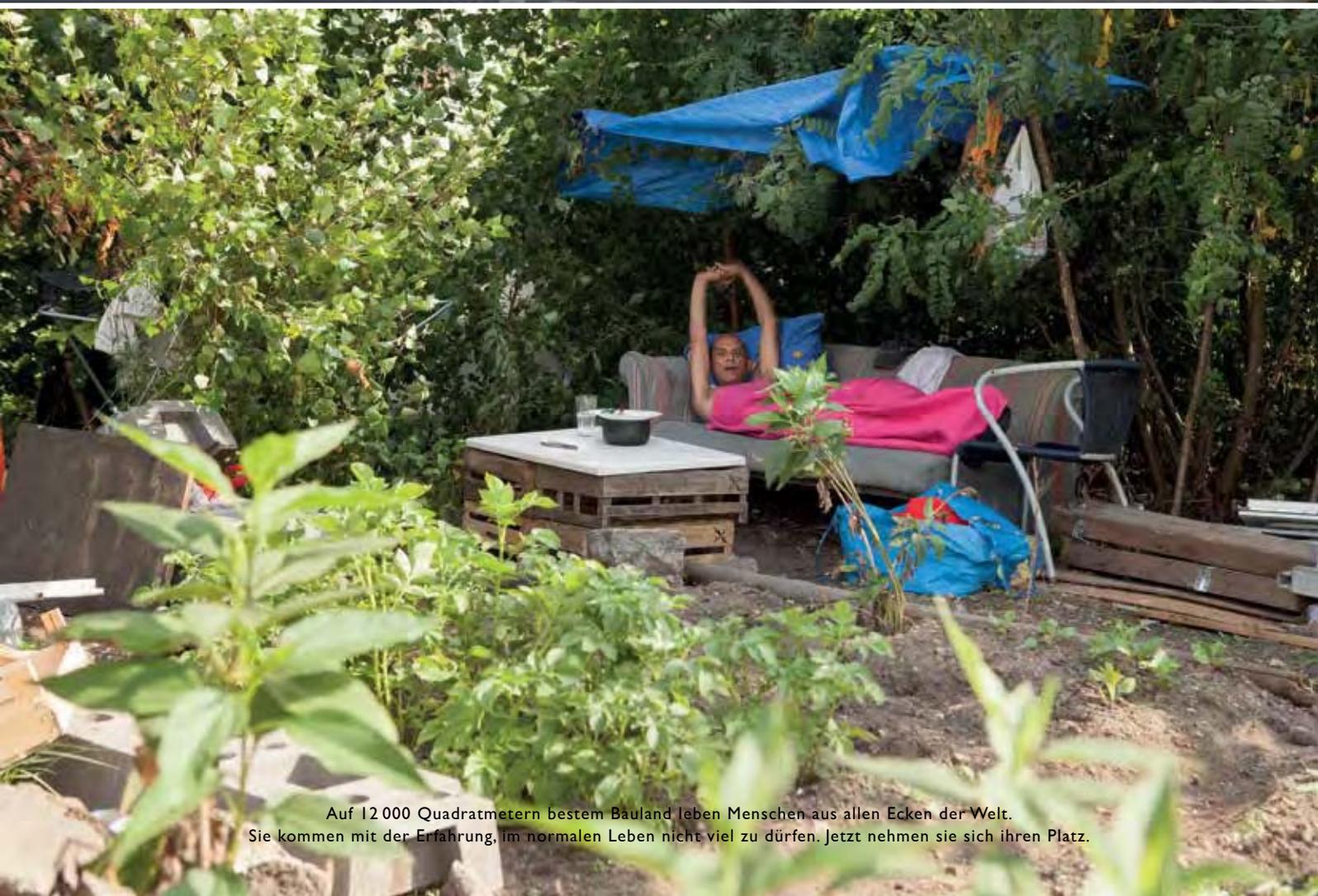
Martina glaubt, nicht länger im eigenen Leben gefangen zu sein, so wie damals, als sie sich zur Rettungsassistentin hatte ausbilden lassen, um anderen helfen zu können. Danach stand sie zwei Jahre lang am Rand eines Schwimmbadbeckens und fühlte sich dort so gebraucht wie ein Ganzkörperbadeanzug von einem FKK-Schwimmer. Zur gleichen Zeit starb einer ihrer Freunde, ein Flüchtling, sein Herz gab unter dem Druck seiner drohenden Abschiebung auf. Martina hatte seine Angst nicht bemerkt. Zu abgelenkt war sie, das will sie nicht mehr sein. Deshalb versucht sie zu helfen, Lücken aufzureißen, in denen Leben auch anders möglich ist.

Die Cuvry-Brache ist so eine Lücke. Die Baufläche, knapp so groß wie der Platz, auf dem der Reichstag steht, ist eine der begehrtesten in der Stadt. Einst stand hier ein Bunker, später streckten sich Lagerhallen, gelegentlich kamen Wanderzirkusse für ein paar Vorstellungen. Auch ein Freiluft-Club eröffnete und blieb – bis er 1998 eines der ersten Berliner Opfer der Gentrifizierung wurde, die seit Jahrzehnten in allen Metropolen der Welt ärmere Bewohner zugunsten von wohlhabenden verdrängt. Ein Investor träumte von einem Einkaufszentrum am Spreeufer, dann von einem Fünf-Sterne-Hotel, schließlich ging er in die Insolvenz. Der nächste Besitzer wollte den Platz BMW und der Guggenheim-Stiftung zur Verfügung stellen, die ein Lab, eine Art Denkwerkstatt planten, in der es um den hippen Kreativstandort Berlin und seine Vermarktung gehen sollte. Aus Protest gegen diese Pläne errichteten Aktivistinnen ein Zelt, zogen darin ein, die Denkwerkstatt eröffnete schließlich im Prenzlauer Berg. Als Anfang 2013 erneut der Besitzer wechselte und der Immobilieninvestor und Hotelbesitzer Artur Süßkind das Gelände kaufte, standen bereits die ersten Hütten. Jetzt, im dritten Jahr der Besetzung, leben hier rund 150 Menschen aus allen Ecken der Welt.

Mario aus Polen. An guten Tagen arbeitet er auf Baustellen, an schlechten sammelt er Flaschen, an normalen trinkt er Wodka, spült mit Orangenbrause nach und lässt die Flaschen in seiner Gruppe kreisen. Sie alle kommen aus Osteuropa und suchen Arbeit. Die Gruppe hat viele Tricks zum Schnorren. So wie der, bei dem sie einen Becher mit Kleingeld mitten auf den Gehweg ▶



EINIGE HIER VERÄNDERN SICH ALS BLÜHTEN SIE
GEMEINSAM MIT IHREN BLUMEN AUF



Auf 12 000 Quadratmetern bestem Bauland leben Menschen aus allen Ecken der Welt.
Sie kommen mit der Erfahrung, im normalen Leben nicht viel zu dürfen. Jetzt nehmen sie sich ihren Platz.





Die Cuvry-Brache ist eine Touristen-Attraktion geworden. Jamin macht den Fremdenführer und sagt: „Ich will, dass die Leute das hier nicht verpassen, dass sie sich anstecken lassen und sich einfach mal trauen, anders zu sein.“

stellen. Wer ihn übersieht und umstößt, entschuldigt sich überschwänglich, sammelt die Münzen wieder auf und legt meist noch ein paar dazu.

Candy. 44 Jahre alt. Berliner, blonder Riese, trägt meist nur Badehose und eine schwarze Bauchtasche. Er betont gerne, dass er hier mit der Architektin verkehrt, die ihr Studium mit Bestnote abgeschlossen hat, mit dem Japaner, der Karate auf höchstem Niveau beherrscht, mit den Medizinstudenten. „Ich spreche mit Klaus Wöwereit und Angela Merkel über die Brache“, sagt er. Wie das? „Ich hab ihnen Briefe geschrieben.“ Journalisten lieben ihn für solche Sätze, manche geben ihm Geld und direkt eine eigene Serie in der Boulevardzeitung.

Artur. Albaner. Ein drahtiger Gitarrenspieler mit verworrener Vergangenheit. Manchmal setzt er an, über seine Kinder zu reden, die er nicht treffen kann, über die Suche nach Arbeit, die im Gefängnis endete. Wenn einer nachfragt „Warum denn Gefängnis?“, bricht Artur ab: „Warum willst du das wissen?“ In Deutschland hat er keine Arbeitserlaubnis, in seiner Heimat keine Zukunft.

Die Freiheit hier ist nur vorübergehend, geborgt vom Immobilieninvestor. Anstelle der Träumenden und Idealisten in ihren winzigen Hütten möchte er bald solvente Bewohner in weitläufigen Lofts sehen. Neue Boutiquen sollen eröffnen, ein Kindergarten. Hunderte Millionen Euro hat er dafür veranschlagt. Dort, wo heute tagsüber Punks in die Spree springen und nachts Lagerfeuer brennen, soll dann eine geradlinige Flaniermeile am Ufer entlangführen.

Es sind die heißen Tage im Juli, an denen die Gerüchte kursieren. Ein Polizist habe es ihm gesteckt, sagt einer. Ein anderer ist sich sicher, dass es nur „ein Vorwand“ sei, wenn Autos wegen eines angeblichen Filmdrehs nicht vor der Cuvry parken dürften. Bald gelten die Gerüchte als Tatsache: Die Polizei wird kommen und soll die Bewohner vertreiben. „Die können uns doch nicht einfach auf die Straße setzen“, sagt eine Frau. Sie meint das ernst.

Ein Plenum. Drei Dutzend Bewohner, Nachbarn und Sympathisanten stellen am frühen Abend Sofas und Bierbänke am Spreeufer im Kreis auf. Einige setzen sich auf den plattgetretenen Sandboden, den sie Strand nennen. Hände drehen Zigaretten, Neuankömmlinge begrüßen sich mit Umarmungen, eine Handvoll Journalisten beäugt die Runde. Alle warten. Plötzlich springt ein Mann von seinem Sofa auf, macht seinen kleinen, runden Körper mit wedelnden Armen groß. Trüge er kein T-Shirt, könnte man die vier tätowierten Frauenköpfe auf seiner Brust auf und ab hüpfen sehen. Er ist der Anführer der beiden Roma-Gruppen und baut sich jetzt vor einer Journalistin auf, die die Runde fotografiert hatte: „Ich will Geld für das Foto.“ Journalisten sollen verschwinden. Die Polizei gar nicht erst kommen. Dann geht er langsam davon, wissend, dass keine Aktionen möglich sind, wenn die Roma nicht mitmachen. Seine Familie folgt ihm schweigend.

Es sollen viele da sein, wenn die Polizei anrückt, aber schon zum Plenum sind nur wenige gekommen. Die stellen einander nun Fragen, auf Deutsch, Englisch, Spanisch. Wütend, aktionistisch, enthusiastisch: Bekommen wir Zeit, unsere Sachen zu packen? Wie viele Polizisten kommen? Die Kinder, die Tiere, was wird aus ihnen? Was machen sie mit uns?

„Ich lenk die Polizisten einfach ab“, ruft einer in die Runde.

Alle gucken ihn fragend an. Kann er sie vor der Räumung retten?

„Ich spring einfach in die Spree!“

Nein, kann er nicht.

Das Plenum tagt nun schon zwei Stunden. Es ist, als rede die Runde, um davon abzulenken, dass sie nichts haben, was sie retten kann. Die Gruppe schrumpft, es beginnt zu nieseln. Lange halten sie sich mit der Frage auf, ob sie einen der drei Eingänge verbarrikadieren; lieber alle; nein, besser ▶



WO ES KEINE REGELN GIBT, KÄMPFT JEDER FÜR SICH.
WER SICH DARAN STÖRT, VERZIEHT SICH WIEDER



Alles ist möglich, auch dass ein Floß zum Heim wird.
Viel Platz ist da nicht, aber man wohnt mietfrei in bester Lage.

nur zwei. Keiner spricht aus, dass die Polizei den Holzzaun an beliebiger Stelle niederreißen könnte. Als sie sich geeinigt haben – nur einer soll verschlossen werden – beglückwünscht Martina ihre Nachbarin für „das voll schöne Plenum“. Am Ende verschließt niemand irgendeinen Eingang und so endet die erste gemeinsame Versammlung seit langem mit: nichts.

Der Alltag auf der Brache ist wie ein vorlautes Kind, das anderen ein Bein stellt: Die Bewohner stolpern darüber, dass es keine Beschlüsse für alle gibt. Hier macht jeder, was er für richtig hält. Deswegen kann dort, wo sich am Sonntag der eine hinter einem aufgespannten Duschvorhang Wasser über den Kopf gießt, am Montag ein anderer sein Haus zimmern. Niemanden stört das. Oder besser gesagt: Die, die es störte, haben sich längst verzogen.

Berlin ist ein in Gebäude verpacktes Überangebot an weltbesten Technoclubs, an historisch bedeutsamsten Schauplätzen, an schrammeligen Bars, in denen sich Superstars wie David Bowie und Quentin Tarantino legendäre Nächte wegsoffen. Nichts ist kurios genug, um wirklich zu beeindrucken. Fast nichts. Vor der Cuvry-Brache steht Jamin und schwört Touristen darauf ein, dass sie jetzt etwas sehen können, das selbst in dieser Stadt einzigartig ist. Die Besucher in ihren Hüftrockchen, Hotpants und Sandaletten aus Israel, Schweden und den USA nehmen einen Schluck aus ihren Bierflaschen und gucken ihn erwartungsvoll an. Also: Keine Fotos von Menschen, sagt Jamin. Auch nicht von den Hütten. Pfandflaschen am Ende stehen lassen, als Spende. Acht Cent für eine gute Urlaubsanekdote.

Jamin, Anfang dreißig, ist Australier und sieht aus wie ein Bilderbuchsurfer, braungebrannt, blonde Dreadlocks. Trotzdem hat er statt einer Meeresküste den staubigen Platz am Ufer der braunen Spree gewählt. Es ist der zweite Sommer, in dem er auf diesem Platz lebt. Er verdient sein Geld damit, Touristen durch Kreuzberg zu führen. Die Brachfläche ist sein Höhepunkt.

„Ich will, dass Leute das hier nicht verpassen“, sagt Jamin. Mit „das hier“ meint er die Möglichkeit, sich von diesem Platz anstecken zu lassen, sich einfach mal zu trauen, anders zu sein, als jeder es selbst von sich erwartet. So wie er, der in seinem früheren Leben Kühlschränke baute und glaubte, diesen Job niemals hinschmeißen zu können. „Really?“, fragt er heute, „ihr könnt wirklich kein anderes Leben leben?“ Jamins Begeisterung springt auf seine Gruppe über, zum schüchternen Glotzen kommt staunende Bewunderung. Dann ziehen sie zur nächsten Sehenswürdigkeit weiter. Berlin. So awesome.

Was er den Touristen nicht erzählt, ist seine Enttäuschung. Darüber, dass jeder alles darf und einige alles tun. Der Platz hat sich verändert, sagt er. Einen Gemeinschaftsgarten wollte er mit anderen anlegen, für die Nachbarschaft kochen, Hühner hätten sie sich gewünscht. Statt Tomaten und Zucchini ist auf den fruchtbarsten Metern die Siedlung der Roma gewachsen. Die, mit denen Jamin träumte, sind wieder in Wohnungen gezogen. „Eigentlich“, sagt er „ist doch längst alles entschieden.“

Von seiner Terrasse aus könnte er auf ein sumpfiges Schilfmeer blicken, dahinter den Platz sehen, der gerade wieder wie vergoldet in der Abendsonne liegt. Er hat jetzt aber keinen Blick dafür. Jemand hat ihm Pfandflaschen geklaut, ein neues Paar Schuhe mitgenommen. Der Couchsurfer, den Jamin beherbergt, hatte vergessen, die Tür zu verschließen. Freiheit kommt hier nicht ohne Vorhängeschloss aus.

Warum leben die Menschen trotzdem hier? Da ist der Stolz darüber, selbst eine Hütte gebaut zu haben. Da ist die Bewunderung anderer dafür, ohne Tiefkühlpizza, ohne ständige Internetverbindung, ohne die warme Dusche am Morgen auszukommen. Da ist die Ungezwungenheit und immer wieder das Gefühl von Freiheit. Aber da sind auch der Müll, die Ratten, Alkoholprobleme. Und der mangelnde Wille, eine Gemeinschaft

entstehen zu lassen, mehr zu teilen als einen Schluck Sojamilch und den Platz am Lagerfeuer. „Wenn sich hier jemand einen goldenen Schuss setzen will, würde ich sagen: Mach doch“, sagt Candy, der Mann in Badehose. Das mit der Freiheit auf der Brache ist wie mit der großen Liebe: ein guter Teil davon erstickt über die Jahre im täglichen Kleinkrieg, im gesunden Egoismus des Einzelnen, am Alltag. Und sie alle sind nur auf Abruf hier. Wozu also Verantwortung übernehmen?

Auch Berliner Politiker und die Verwaltung wollen sich nicht für die Cuvry-Brache verantwortlich fühlen. Der Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg teilt mit, dass das Jugendamt die Kinder und Jugendlichen auf dem Platz im Auge habe. Für das Gelände selbst sei der Senat zuständig: Der hatte vor Jahren die Entscheidungsgewalt über den Platz an sich gerissen, als sich der Bezirk gegen Bauvisionen stellte und keine Genehmigungen erteilen wollte. Doch für die Bitten der Cuvry-Bewohner, so wie die um Müllcontainer, wollen die Senatoren nicht zuständig sein. Für alles, was nicht das Baurecht betrifft, verweisen sie an den Investor. Der wiederum spricht nur von Räumung. Sein Antrag ist gestellt, über den Bebauungsplan will das Abgeordnetenhaus im kommenden Frühjahr abstimmen. Mit denen, die auf der Brache leben, wollen weder die Politiker noch der Investor verhandeln. Zu eindeutig ist die Rechtslage: Der Platz ist Eigentum.

Im vergangenen Winter, erzählt Martina, habe noch mehr Gemeinschaft bestanden. Die eiskalten Tage verbrachten sie gemeinsam am Ofen, redeten, musizierten, hielten einander warm. Eine der Hütten hatten sie zur Gemeinschaftsküche erklärt. Aber dann kam es immer wieder zu Streit, einige wurden handgreiflich, mitten in der Küche. Und weil die Zänkereien nicht aufhörten, lösten Martina und die anderen den Gemeinschaftsort auf und zogen sich in ihre eigenen Hütten zurück. Typisch Cuvry? Typisch für alle Menschen, die Raum mit anderen teilen: Mehrfamilienhäuser, Wohngemeinschaften, Kneipen, Schrebergärten.

Martina sitzt jetzt häufig in einem Internetcafé, gemeinsam mit anderen schreibt sie einen Blog, bittet auf Twitter um Unterstützung. Sie malen noch mehr Schilder, um sie vor dem Eingang der Brache zu platzieren. Martina klappert die Treffen von politischen Gruppen in Kreuzberg ab, bittet sie um Mithilfe. Als dreißig Leute, auf ihre Einladung hin, vor dem Platz demonstrieren, ist das für sie ein Erfolg. Sie will Allianzen schmieden, die Bewohner benachbarter Mietshäuser überzeugen, dass die Cuvry auch ihr Platz ist. Die wissen häufig nur das, was Zeitungen berichten: „Favela von Berlin“, „Slum“. Von Müllbergen ist die Rede, von Drogen, von Menschen, die sich ihren Kaffee mit Spreewasser kochen. Vieles davon ist wahr und doch nur die halbe Wahrheit.

Solche Medienberichte verärgern Martina: „Wir sind doch nur ein Spiegel der Gesellschaft.“ Er lässt den Blick auf hässliche Schicksale zu, die sich sonst unter Brücken verstecken, in Wohnungen, die das Amt bezahlt, oder in ihrer osteuropäischen Armut. Dann erzählt sie die Geschichte eines Mannes, der viele Jahre auf Straßen und unter Brücken schlief, bis er von der Brachfläche erfuhr. Er begann, eine Hütte zu bauen, Gemüse zu säen. Und er veränderte sich, es war, als blühte er mit seinen Blumen auf. Inzwischen lebt er in einer Wohnung. „Ich glaube, er hat sogar Arbeit“, sagt Martina. Und: „Das hat die Cuvry mit ihm gemacht.“ Ein Märchen? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Nur können sie es niemandem recht machen. Für die einen sind Martina und die anderen Cuvry-Bewohner zu anders. Für die anderen sind sie falsch anders. „Cuvry verbarrikadieren!“ und „nicht richtig gegendert!“ hat ein erfahrener Aktivist aus der Kreuzberger Szene auf ein gelbes Flugblatt gekraskelt, das Martina geschrieben hatte. Ob ihr das Schreiben ▶

gelungen sei, hatte sie den Aktivisten gefragt. Nein, hatte er geantwortet. Die Bewohner sollten gemeinsame Forderungen stellen, politischer klingen. Und als Allererstes, sagte er, müssten sie die Idioten rausschmeißen.

„Mich stört, dass manche aus dem Platz eine Festung machen wollen“, sagt Martina. In ihrer Welt gibt es keine Idioten mehr, nur Menschen, die sie manchmal nicht versteht. Wenn Martina über ihr Leben auf dem Platz spricht, überlegt sie lange, bevor sie etwas sagt. Manchmal scheint es selbst für sie eine unlösbare Aufgabe zu sein, aus den Widersprüchen des Platzes eine plausible philosophische Formel zu klabuen.

Als Kind mussten Martina und ihre Familie jahrelang isoliert vom deutschen Alltag in einem Asylbewerberheim am Rande Frankfurts auf eine Aufenthaltserlaubnis warten. Jetzt wartet Martina wieder. Darauf, dass ihr jemand ein Leben auf der Cuvry gestattet – oder es ihr heute, morgen oder übermorgen wegnimmt. Anderen soll es besser ergehen. Deshalb marschierte sie im Frühling mit protestierenden Flüchtlingen nach Brüssel. Sie kümmert sich um kranke Asylbewerber, die sich einem deutschen Arzt nicht verständlich machen können. Für ihre Roma-Nachbarn ruft sie bei Firmen an, die Mitarbeiter suchen. Und versucht unermüdlich zu erklären, warum ihre Stadt einen Ort wie die Cuvry braucht.

Eine Regisseurin hat ein Stück geschrieben, Schauspieler gecastet und die Hütten der Cuvry-Brache zur Kulisse gemacht. Darin ringen nun Männer und Frauen um ihre Liebe, eine junge Frau sitzt auf einem Eimerklo, eine andere badet nackt in Schaum und der Liebe eines verzweifelten Mannes. Die Zuschauer tuscheln miteinander, tauschen aus, was sie über die Brache gehört haben. Als ein junger Mann im Rock barfuß an ihnen vorbei läuft, nickt sich das Paar in Allwetterjacken wissend zu. Artur, der Albaner steht mit seiner Gitarre etwas abseits und starrt die Zuschauer an. „Die wollen eine gute Geschichte? Ich bin eine gute Geschichte. Aber die will ja keiner hören.“

„Die Cuvrys müssen jetzt essen“, ruft die Regisseurin und läuft nervös über den Platz. Sie hat eine große Tafel auf dem Hauptweg aufgebaut, mit Weingläsern, Kerzenleuchtern, und Serviettengebilden eingedeckt, Gulasch in riesigen Töpfen gekocht. Es ist Teil der Inszenierung, und weil es kostenloses Essen gibt, setzen sich die Bewohner hin und schaufeln ihre Teller voll. Martina stochert auf ihrem Teller rum. „Naja, geht so“, sagt sie. Sie meint das Essen. Und die ganze Inszenierung.

Martina hatte andere überredet, die Regisseurin in ihre Hütten zu lassen, ihr Projekt zu unterstützen, weil Besucher kommen sollten, die sich sonst nicht auf die Brache trauen. „Aber hier ging es ja gar nicht um Besetzung. Gar nicht um uns.“ In dem Stück verhandeln Paare um ihre Liebe. Es stellt existentielle Fragen. Nur nicht für Menschen, die darum kämpfen, überhaupt sein zu dürfen.

Die ersten verlassen den Tisch, spazieren mit Teller und Besteck davon. Dann verschwinden die Weingläser, Kerzenleuchter, Flaschen. Das Essen der Versöhnung, hatte die Regisseurin vorher in die Mikrofone der Reporter gesagt, und dabei vergessen zu hinterfragen, wer mit wem versöhnt werden muss. Die Cuvry-Bewohner untereinander? Oder die Gesellschaft mit der Idee, dass andersartige Menschen nicht nur Touristenattraktionen sind, sondern einen Platz zum Leben brauchen? Als nichts anderes mehr übrig ist, verschwindet eine Bewohnerin mit dem riesigen Kochtopf in den Händen und einem breiten Grinsen. Zurück bleiben die nackten Tische, auf denen Fleischfetzen in ihrem Soßebad schwimmen.

Ende Juli ist die Polizei noch immer nicht gekommen, aber es ist, als hätte sie die gute Stimmung bereits vom Platz geräumt. Die Hitze, die

Ungewissheit und der billige Wodka haben einige auf dem Platz verändert. Es gibt viel Streit um Nichts. Eine Bewohnerin gestaltet die Außenwände der Bibliothek, sie beeilt sich fertig zu werden, damit niemand ihr Bild vorher überschmiert: Sie malt eine idyllische Berglandschaft, ein Holzhaus. Saftiges Gras, üppige Bäume, eine Katze. „Welcome“ steht drüber. In der Hitze hängt der Geruch von Schweiß.

Martina ist in einen Streit geraten. Die jungen Männer, die den Tag vor dem Eingang zur Brache absitzen und schnorren, wollen sie provozieren. „Kurva“, sagte einer und lässt das R lange und verächtlich rollen. Er spuckt in Martinas Richtung. Die anderen grinsen. Bis Martina ausholt und die Wodka-Flasche umwirft, die vor ihnen auf dem Boden steht. Sie zerschellt, der Alkohol versickert. Die Scherben bleiben.

„Idiot“, sagt Martina über den Kerl, der sie bespuckt hat. „Der muss weg“. ■



Der Eingang zur Brache: Mitten in Kreuzberg, aber abseits des Gewohnten. Die Schilderwand funktioniert als Nachrichtenbörse.



ZIEMLICH BESTE ZWIEBELN

Während des Bosnienkrieges entwickelte Vesna Filipovic eine ganz besondere Beziehung zum Garten. Die Belagerung Sarajewos (1992-1996) überlebte sie nur mithilfe von Gemüse, das ihre Familie auf dem Balkon im vierzehnten Stock eines Wohnhausblocks züchtete

Zuerst drehten sie uns den Strom ab, wenige Tage später dann das Wasser. Einmal beobachtete ich, wie sich ein paar Leute um den letzten verbleibenden Baum im Park prügelten. „Er gehört mir, er steht vor meinem Balkon!“ schrie einer. Wir brauchten ja alle Holz, um zu kochen. Und der Winter kam erst noch.

Als er da war, verheizten wir unsere Möbel. Zu essen hatten wir nur das, was wir an Hilfslieferungen aus dem Ausland erhielten. Normalerweise reichte das aus, aber manchmal waren auch die Versorgungslinien abgeschnitten, dann gab es ein paar Tage nichts.

Im Frühjahr hatte deshalb jemand die Idee, den Park als Gemüsegarten zu nutzen. Die Größe jeder Parzelle richtete sich danach, wie viele Personen in einem Haushalt lebten. Wir waren zu Viert, also bekamen wir ein zwei mal zwei Meter großes Stück. Wir pflanzten Salat, Tomaten und Kartoffeln. Geerntet haben wir sie nie, weil alles gestohlen wurde, bevor es überhaupt reif war.

Im Jahr danach wurden Baby-Badewannen zum wertvollsten Besitz. Es gab einen richtigen Kampf um sie. Jeder wollte sie haben, um auf dem eigenen Balkon Gemüse anzubauen. Meine Mutter schaffte es, zwei zu organisieren. Ein Freund von mir schenkte uns Samen. Wir pflanzten Tomaten, Erbsen und Zwiebeln. Zwiebeln waren besonders wichtig, weil wir sie auch für den Winter aufheben konnten.

Niemand hielt sich in diesem „Garten“ länger

auf als notwendig. Offiziell durften wir nicht einmal mehr das Zimmer betreten, das an den Balkon angrenzte, weil unser Haus an vorderster Gefechtslinie stand. Wir waren nie sicher. Man konnte in seiner eigenen Wohnung erschossen werden.

Wasser holten wir an öffentlichen Wasserstellen. Das war das Schlimmste. Es gab dort immer eine lange Schlange. Wir standen dort ohne Deckung und von den Dächern zielten Scharfschützen auf uns. Oder sie warfen Granaten. Ich glaube, es hat ihnen richtig Spaß gemacht. Wir warteten auf Wasser und darauf, dass die nächste Granate einschlug. Dann warfen wir uns auf den Boden oder liefen einfach so schnell wir konnten. Bloß nicht die Eimer fallen lassen. Eimer waren fast genauso wertvoll wie Babywannen.

Als wir die erste Zwiebel aus unserem Balkongarten ernten konnten, war das ein Fest. Schon Tage davor redeten mein Bruder und ich auf meine Mutter ein: „Wann gibt es die Zwiebel, wann gibt es die Zwiebel?“ Als es soweit war, briet meine Mutter sie in Öl mit etwas Paprikagewürz an. Schon allein der Geruch! Wir aßen die angeschmorte Zwiebel auf Brot. Das erste Essen seit langem, das einer richtigen Mahlzeit am nächsten kam.

Gärten haben für mich bis heute eine besondere Bedeutung. Wenn du einen Garten hast, hast du zu essen. Ein Garten bedeutet für mich Leben.

AUFGEZEICHNET VON **LORENA KILLMANN**



Vesna Filipovic (38) ist Erzieherin und lebt heute in Stuttgart.

DIE SICHERSTEN TOMATEN DER WELT

Sie waren Mafiosi, Clan-Bosse, haben gemordet, erpresst, mit Drogen gehandelt. Heute sitzen sie lebenslänglich in einer Haftanstalt in Neapel, isoliert von anderen Häftlingen. Doch sie haben eine Aufgabe für sich entdeckt: Sie züchten Tomaten, Zucchini und anderes Gemüse – im Gefängnisgarten

Santo vor einer Mauer, die den Gefängnisgarten von den anderen Trakten trennt.
Nur im Sommer arbeitet er den ganzen Tag hier, sonst besucht er vormittags die Handelsschule.





Jeden Morgen wird in einem der Gewächshäuser Espresso gekocht. An der Wand hängen Jesusbilder und das Foto von einem mittlerweile verstorbenen Häftling, der im Garten mitarbeitete.

Eines Tages wird Gott allen vergeben, hofft Concerto B. Mitten in der Nacht nimmt er sich eine Pause vom Schlaf, nur eine halbe Stunde, länger braucht er nicht. Er holt das Gebetsbuch, das ihm ein Priester geliehen hat, setzt sich auf das Bett, hält einen Gottesdienst nur für sich, kurz vor zwei Uhr. Zwei Jesusbilder hängen an der Wand. Concerto versucht wie jede Nacht, so still wie möglich zu bleiben, um die Nachbarn nicht zu wecken, legt sich schließlich wieder hin, schläft. Um sieben Uhr steht er auf, wäscht sich, dann wartet er und wird unruhig, wenn der Mann, der ihn um 8.30 Uhr abholen soll, nicht pünktlich erscheint.

Endlich läuft er mit seinen Nachbarn die Treppen hinunter, der Weg führt durch eine Kapelle hinaus auf den Hof, vorbei an Lavendelsträuchern und Olivenbäumen. Concerto taucht in die tropische Wärme eines Gewächshauses, schlüpft in gelbe Stiefel, die Sonne prallt, eine Espressomaschine gurgelt. Er lehnt sich von außen an ein Fenster der Kapelle, den Trauring am linken Ringfinger, die Augen auf die Pflanzen vor ihm geheftet, Chilischoten, grüne Bohnen. „Im Garten geht es mir gut, hier komme ich zur Ruhe.“

Concerto ist Häftling im Gefängnis von Secondigliano, einem Viertel in der nördlichen Peripherie von Neapel, das mit hoher Arbeitslosigkeit und den kriminellen Machenschaften der Camorra zu kämpfen hat. Er arbeitet mit fünf weiteren Insassen im Gefängnisgarten, Montag bis Samstag, 8.30 bis 11 Uhr, dann noch eine Stunde, manchmal anderthalb nach der Mittagspause trotz der Hitze. Gärtner und Pflanzen haben sich dem Gefängnisrhythmus zu beugen.

Seit drei Jahren kultivieren und ernten sie saisonales Gemüse nach Bioregeln, darunter lokale Sorten und solche, die sich die Gefangenen wünschten, weil sie nach Heimat schmecken. Concerto wollte unbedingt weiße Zucchini, typisch Sizilien. Viele Namen der Gemüsesorten haben einen sehnsuchtsvollen Klang: Tunis-Auberginen, Tropea-Zwiebeln, Vesuv-Tomaten. Der Vulkan ist weniger als 20 Kilometer von hier entfernt, tagsüber sieht man ihn gut von Secondigliano aus, für Concerto dagegen bleibt er verborgen hinter einer Mauer, von der niemand so recht weiß, wie hoch sie ist: fünf Meter, sagt ein Beamter, acht, ein anderer. Hellgrau ist sie jedenfalls, wie die asphaltierten Wege und Gebäude, die den Garten rahmen, der eigentlich gar kein zusammenhängender Garten ist, sondern ein Puzzle aus Parzellen, insgesamt ein Hektar groß.

Die Gärtner stammen aus Sizilien, Kalabrien, Apulien, waren Bosse oder wichtige Mitglieder verschiedener Mafia-Organisationen, wurden zu lebenslangen Haftstrafen wegen Mord und Mafiazugehörigkeit verurteilt. Früher waren sie unter den Bestimmungen des Gesetzes „41 bis“ für besonders harte Fälle inhaftiert: Isolationshaft, Hofgang allein, Gespräche mit Angehörigen nur hinter einer Glaswand. Erst in den letzten Jahren wurde der Strafvollzug gelockert, aber in ihren Akten steht immer noch: „Fine pena mai“, Strafende: nie.

Salvatore B. kocht häufig für seine Mithäftlinge mit Gemüse aus dem

Garten. Gaetano P. bereitet jeden Morgen in einem Gewächshaus den Espresso zu und rührt zwei Löffel Zucker in der Milchkanne, damit die Crema so dicht wird wie im Café. Raffaele G. singt immer wieder bei der Arbeit mit seiner tiefen, rauen Stimme. Der muskulöse Santo A. sieht so aus, als käme er gerade aus dem Fitnessstudio. Alfonso M. hat als Kind seinen Vater vormittags beim Einkauf im Großmarkt von Reggio Calabria begleitet und das Obst in die Dörfer der Umgebung geliefert. Nachmittags holten sie bei kleinen Bauern das Gemüse, das sie abends an die Händler im Großmarkt verkauften. „Wer weiß, welchen Weg ich gegangen wäre, wäre mein Papa nicht gestorben, als ich 13 war.“

Und da ist der gläubige Concerto, der seit 23 Jahren die Welt durch Gitter sieht. Je älter er wurde, desto seltener stritt er sich mit den Vollzugsbeamten. Er sei heute ein guter Mensch, leider glaubten sie ihm das nicht, sagt Concerto, 54, seit 2005 in Secondigliano, früher an der Spitze eines Clans in Catania, Sizilien, lebenslange Haftstrafe wegen Mafiazugehörigkeit, Drogenhandel, Mord. „Wenn man jung ist, macht man Fehler.“

Am 11. Juli 1991 heiratete Concerto. Bis dahin war er untergetaucht. Die Familienangehörigen wurden erst in der Nacht zuvor eingeladen. Die Polizei stürmte das Rathaus. In seiner Erinnerung quietschen an diesem Tag die Reifen hunderter Polizeiautos, zwei Fahrzeuge stoßen zusammen, ein Carabinieri steckt ihm eine Pistole in den Mund, Concerto gibt sich ahnungslos, der Carabinieri brüllt: „Wie, Du tötest Menschen und vergisst es?“ Concerto, hellblauer Anzug, rote Krawatte, weißes Hemd, durfte das Jawort noch in Handschellen sagen, dann wurde er abgeführt.

Vor zwei Jahren hat er seine Frau noch einmal geheiratet, diesmal in der Gefängnis Kapelle, der Anzug dunkelblau. Seine Braut und die Angehörigen sind wenig später wieder nach Hause gegangen. „Freiheit ist nicht alles, sie ist zweitrangig“, sagt Concerto. Er hat zwei Töchter, die bei seiner Verhaftung sieben und sechs waren, und einen Sohn, damals fünf. Er schaut ins Nichts, Schweiß auf der Stirn, Pause von der Arbeit. „Ich vermisse nur meine Familie, nicht die Freiheit. Was taugt sie, wenn ich meine Familie nicht habe?“

Jeden Abend um 20 Uhr schaut Concerto in seiner Zelle die Fernsehserie „Tempesta d’amore“, die italienische Version von „Sturm der Liebe“. Seit 2006 hat er keine Folge verpasst.

Aus der Mülltrennungsanlage des Gefängnisses heult alle paar Sekunden die Sirene eines Gabelstaplers. Ein Häftling schreit von seiner Zelle zu einer anderen, ein Flugzeug dröhnt, der Flughafen von Neapel liegt weniger als fünf Kilometer Luftlinie entfernt. Raffaele, Strohhut und durchgeschwitztes T-Shirt, beugt sich über dunkelrote Tomaten. Er hat sie als Setzlinge in Styroporkisten gezogen und im April umgesetzt, nun hängen sie zermatscht an den Stauden. Der stämmige Mann mit kleinen Augen, 64 Jahre alt, die letzten 25 davon im Gefängnis, früher wichtiges Mitglied eines Clans, der in Palermo die Werften beherrschte, hält sie kurz in den Händen. Dann wirft er sie weg. „Der Regen hat sie ruiniert. Verdammte noch mal! Alles verdorben.“

Umrahmt von Zellenblöcken: Ein Hektar groß ist das Gartengelände. Die Gewächshäuser waren lange Zeit ungenutzt, bis vor vier Jahren die Häftlinge die Idee für das landwirtschaftliche Projekt hatten. Zweimal am Tag dürfen die Gärtner schweres Gerät benutzen, Scheren, Messer, Hämmer.







JEDER HÄFTLING FINDET IM GARTEN
ETWAS: INNERE RUHE, DIE GERÜCHE AUS
DEM FRÜHEREN LEBEN – UND DAS GEFÜHL,
FÜR EINIGE STUNDEN FREI ZU SEIN

Salvatore macht mit einer Motorhacke den Boden locker. „Selbst wenn du zurück in der Zelle bist, denkst du daran und überlegst, was du morgen arbeiten wirst“, sagt er.



In den Zellen kochen sich die Gärtner Gemüse aus eigener Ernte, das sie nachmittags von der Arbeit mitbringen. Die Einzelzellen sind 9,25 Quadratmeter groß plus 1,45 für das Bad.

Santo, der Muskelöse, bekämpft die Folgen des Regens mit einem Vorschlaghammer. Die Pflanzen vor ihm: schief. Der Boden: aufgeweicht. Santo läuft zwischen Tomatenreihen, die ihm bis zur Hüfte reichen, rammt Pfähle in das Erdreich, Concetto hält sie fest. Auf der Erde liegt eine Zeitung, acht Tage alt, „Zehn Jahre Haft wegen Begünstigung eines Bosses“ lautet die Überschrift. Rund dreißig Meter entfernt wird gekreisch, gebüllt, selten gejubelt. Eine Gruppe spielt Fußball, Santo kann sie hören, doch sehen kann er nur Beton, Pflanzen und – weiter weg am Horizont – die rot-weiße Plakatwerbung für ein Espressopulver.

Santo presst die Lippen zusammen, während er die Pfähle einschlägt.

Er habe die Morde nie gezählt, sagt er. In seiner Zelle schaltet er manchmal das Radio ein, damit er die Geräusche der Haftanstalt nicht hören muss. Drei winzige Holzklaviere stehen auf seinem Tisch, er hat sie selbst gebaut und darauf Rosen gemalt, an der Wand ein Bild, ebenfalls von ihm: Bambi auf grüner Wiese, Blumen überall.

Vor vier Jahren hatten die Häftlinge begonnen, die Gefängnis Kapelle zu renovieren. Regen war eingesickert, die Wände durchnässt. Durch das vergitterte Kapellenfenster entdeckten sie Gewächshäuser, das verwaehrte Erbe eines ehemaligen Häftlingsprogramms. Die Insassen baten um die Erlaubnis, sie instand setzen zu dürfen. Und fanden sich eines Tages in den Gewächshäusern wieder bei Mäusen und mannshohem Gras.

Am Anfang wurde das Gemüse in der Turnhalle des Gefängnisses verkauft, der Erlös ging an Einrichtungen der Caritas. Letztes Jahr begann eine Kooperation mit dem Landwirtschaftsministerium der Region Kampanien. Einmal die Woche kommen Agrarökonominnen zur Beratung in den Gefängnisgarten. „Wir wollten den Häftlingen eine sinnvolle Beschäftigung geben“, sagt Gefängnisleiter Liberato Guerriero. Auf einem Tisch in seinem Büro liegt ein dekorativer Kürbis, Geschenk der Gärtner. „Das Projekt war eher als Abwechslung gedacht, wir hatten nicht damit gerechnet, dass es so groß wird.“ An der Wand hängt ein gerahmtes Gebet: „Großer Geist, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“

Salvatore, ehemaliger Boss der Sacra Corona Unita, sagt: „Der Garten ist eine Gnade, die uns Gott durch den Gefängnisleiter und den Polizeidirektor geschickt hat.“ Es war ein heißer Tag Mitte September, kurz nach acht Uhr morgens, als Salvatore zum ersten Mal die Gewächshäuser betrat, die seit Jahren niemand mehr von innen gesehen hatte. Er bückte sich, berührte die Erde und küsste seine Hand. Den ganzen Tag jäteten er und die anderen Insassen Unkraut. Als er seiner Ehefrau und seiner Schwester erzählte, dass er jetzt Gärtner sei, glaubten ihm die beiden nicht. „Geht es dir gut“, fragten sie ihn. Er besitzt heute noch einen Bauernhof bei Brindisi, allerdings wurde die Hälfte davon beschlagnahmt. Salvatore, 55, sitzt seit 1988 im Gefängnis. Laut der Antimafia-Ermittlungsdirektion in Lecce steht er weiterhin an der Spitze seines Clans in Brindisi und Umgebung.

Wenn die Insassen über sich und ihre Vergangenheit reden, dann selten in der Ich-Form. „Man begeht Fehler und zahlt dafür, wichtig dabei ist, dass man sie erkennt“, sagt Salvatore. „Wenn man jung ist, glaubt man, einige Dinge seien richtig, erst später versteht man, dass es so nicht ist“, sagt Gaetano, „man ändert sich, man ist nicht mehr der gleiche wie zur Zeit der Verhaftung.“

Ein Beamter, der häufig mitpflückt, spricht von gegenseitigem Vertrauen. Es seien vernünftige Menschen, „die bauen hier keinen Scheiß“. Ein anderer glaubt, dass sie sich gut führten, „weil sie sonst nicht im Garten arbeiten dürften – und weil sie sich daraus einen persönlichen Vorteil erhoffen, zum Beispiel einen Hafturlaub oder andere Vollzugslockerungen.“ Kämen sie morgen frei, „würden einige von ihnen, vielleicht sogar die Mehrheit, wieder Straftaten begehen, sobald sie in ihr altes soziales Umfeld zurückkehrten“, glaubt der Beamte.

Jeder findet im Garten etwas: Concetto seine innere Ruhe, Salvatore die Gerüche aus seinem früheren Leben, wie der nach feuchtem Boden. Alle finden eine Beschäftigung. „Selbst wenn du zurück in der Zelle bist, denkst du daran und überlegst, was du morgen arbeiten wirst“, sagt Salvatore. „Im Garten fühle ich mich wie ein freier Mensch, denke nicht an den Knast, nur an die Ernte, warte mit Spannung darauf. Hier lebt man, als wäre man noch draußen“, sagt Gaetano, 59, ein schlanker Mann mit wenig Haar und Dreitagebart, ein Hauch Melancholie in den Augen. Er hockt zwischen Tomatenpflanzen, eine Zigarette zwischen den Lippen. Früher galt er als rechte Hand eines Bosses in Acireale, auf Sizilien. Seine Frau war im fünften Monat schwanger, als er verhaftet wurde, seine heute siebzehnjährige Tochter hat er in Freiheit nie gesehen. Er redet von einer gerechten Strafe, vom Versuch, sich jetzt nützlich zu machen, „es gibt allerdings Dinge, die man nicht wiedergutmachen kann.“ Dabei pflückt er „Tombolini“, kleine, rundliche Tomaten, die häufig für Soßen verwendet werden, er legt sie in eine Holzkiste, „Bontà di Sicilia“ darauf, Köstlichkeiten aus Sizilien.

Als Jugendlicher klaubte Gaetano Obst und Gemüse bei sizilianischen Bauern, verwüstete ihre Gärten, riss Zitronen von den Bäumen. Einige Landwirte wehrten sich und jagten Gaetano und seinen Kumpanen Gewehrsalven voll Salz hinterher. Einmal schnappte ihn ein Bauer und verprügelte ihn. Erst jetzt, nach drei Jahren Arbeit im Gefängnisgarten, könne er Bauern verstehen und die Bedeutung der Ernte begreifen. Was er noch gelernt hat? „Dass es schön ist, Menschen zu vertrauen, die Welt nicht nur schwarz zu sehen. Uns wurde Vertrauen geschenkt, obwohl wir für den italienischen Staat zu den gefährlichsten Menschen gehören.“

Im Gefängnisjargon werden Concetto, Salvatore, Gaetano und die anderen Gärtner als „Eiv“ eingestuft: „Elevato indice di vigilanza“, Insassen mit erhöhter Sicherheitsstufe. Im Garten stehen ihnen Messer, Scheren, Motorhacken und Hämmer zu Verfügung. Sie dürfen keinen Kontakt mit Inhaftierten der anderen Trakte haben. Selbst die Kapelle, die sie restaurierten, dürfen sie nicht betreten, wenn samstags der Gottesdienst gefeiert wird. Die anderen beten unter einer weißen Taube an der Decke, die Concetto gemalt hat. ▶



Raffaele macht in einem Gewächshaus eine kleine Pause. Während der Arbeit singt er gerne. Er hat eine tiefe, raue Stimme. Früher war er Mitglied eines Clans, der in Palermo die Werften beherrschte.



Santo, Rosario und Gaetano (v. links) bereiten den Freitagsverkauf vor. Er findet „draußen“ statt, so nennen es die Häftlinge. Draußen heißt: trotzdem im Gefängnis, nur außerhalb der Mauer, an der ihre Welt endet.



“WER WEISS, WELCHEN WEG
ICH GEGANGEN WÄRE, WÄRE MEIN PAPA NICHT
GESTORBEN, ALS ICH 13 WAR“

Alfonso prüft eine frisch gepflückte Paprika. Als Kind half er seinem Vater beim Obst- und Gemüseverkauf.

Salvatore, Concetto, Gaetano und Santo (v. links) ernten das Sommergemüse.
Im Winter kommen unter anderem Brokkoli, Blumenkohl, Kappes und Wirsing dazu.





Gottesdienst in der Gefängniskapelle. Die Gärtner, die den Raum restaurierten, dürfen daran nicht teilnehmen. Ihre Strafe schreibt vor, dass sie von den Häftlingen in den anderen Trakten isoliert sind.

Die Gärtner wohnen in einem Sicherheitstrakt im hinteren Teil des Geländes, T1 genannt. Pro Woche dürfen sie maximal zehn Minuten zu Hause anrufen. Sie sind die einzigen Insassen, die Einzelzellen haben in einer Haftanstalt, die wie häufig in Italien chronisch überbelegt ist. Das „Centro penitenziario Secondigliano“, im Jahr 1991 eröffnet, wurde für 650 Häftlinge geplant, heute sind es rund 1300. Allein in den vergangenen drei Jahren gab es hier laut der Organisation Antigone 217 Selbstverletzungen, 59 versuchte Selbstmorde, vier Selbstmorde.

Die Zellen im T1 bleiben von 8.30 bis 18.30 Uhr offen. Die 27 Häftlinge des Traktes dürfen sich frei bewegen in dem farblosen Flur. „Der ist genau 94 Meter lang“, sagt Concetto. Er ist ihn so oft auf- und abgeschritten, dass er diese Zahl nicht mehr vergessen kann.

Freitag, Verkaufstag innerhalb der Gefängnismauern. Raffaele steht neben einem Gewächshaus, schneidet Rosmarin-Bündel und singt mit schmelzender Stimme: „Maruzzella, Maruzzè, du trägst in deinen Augen das Meer und hast mir in die Brust ein Leid gepflanzt.“ Salvatore geht mit einer Motorhacke über ein Feld, dreißig Grad, um ihn herum graue Blöcke, an den Fenstergittern hängt Wäsche, Wasserflaschen stecken zwischen den Stäben.

Ein Beamter aus der Werkstatt, der den Gärtnern immer wieder mit Ersatzteilen hilft, kommt vorbei, geht wieder, eine Tüte voller Tomaten und eine voller Auberginen in den Händen, Gemüse als Tauschware, Gemüse als Dankeschön.

Die Häftlinge ernten Kürbisblüten, binden Sträuße daraus, packen Kisten voll mit grünen Paprikas, weißen Zucchini, grünen Zucchini, Vesuv-Tomaten, Tombolini-Tomaten, San-Marzano-Tomaten, Auberginen, aber eher die lange Sorte, weil die runde, die sizilianische, nicht so gerne gegessen wird in Neapel, laden die Kisten auf einen Anhänger, der eigentlich zu klein dafür ist.

Wie jeden Freitag Vormittag kommt Rosario De Pascale mit seinem Opel Zafira vorbei, umarmt, schüttelt Hände, ertastet die Auberginen, „bellissime!“. Rosario, der in seinem Leben schon als Vertreter für Porzellan, Sorrento-Öl und Katzenzungen gearbeitet hat, ist der Vorsitzende der Genossenschaft, die das Gemüse aus der Haftanstalt verkauft. Sie wurde im März gegründet und beschäftigt seit kurzem drei Häftlinge, später sollen noch mehr hinzukommen. 500 bis 600 Euro pro Monat können sie damit verdienen, aber verzichten bis Ende dieses Jahres darauf, um dem Projekt den Start zu erleichtern. „Liberiamo la speranza“, „Lass uns die Hoffnung befreien“, heißt die Kooperative.

„Vater, Sohn und Heiliger Geist“ flüstert Rosario, als er den ersten Kunden sieht. Die Käufer, die der Mittagshitze trotzen und den kleinen Marktstand unter einer Magnolie besuchen, sind vor allem Mitarbeiter der Gefängnisverwaltung. „Ich kaufe hier, weil ich weiß, woher das Gemüse kommt und weil es nicht gentechnisch manipuliert ist. Das wird noch wie in alten Zeiten angebaut“, sagt ein Käufer, in den Händen Plastiktüten

voller Paprika. Dann spricht er aus, was viele in einer Region beunruhigt, in der die Camorra jahrelang Giftmüll auf den Feldern entsorgte oder am Straßenrand in Brand setzte. Daher der Name „Terra dei fuochi“, Feuerland. „Wir wissen, dass im Gefängnis keine Abfälle unter der Erde liegen. Wir hoffen es zumindest.“

Dienstag, Verkaufstag außerhalb der Gefängnismauern. Rosario, der Trauzeuge bei der zweiten Hochzeit von Concetto war, parkt sein Auto zwischen Gewächshäusern und Kapelle. Die Genossenschaft wurde mit dem Ziel gegründet, die Ernte auch außerhalb des Gefängnisses zu verkaufen, Rosario schmiedet schon weitere Pläne: Er will zwei regelmäßige Verkaufsstellen einrichten, einmal die Woche, die eine im Landesagrarministerium, die zweite im Gericht von Neapel; er verhandelt bereits mit drei Obst- und Gemüseläden in der Provinz von Neapel, um dort Bio-Ecken mit Produkten der Kooperative einzurichten; dazu kommen bald Kürbismarmelade, Chilipastete oder eingelegte Zucchini und Auberginen, produziert von einer Behindertenwerkstatt mit dem Gemüse aus dem Gefängnis.

Rosario, den Kofferraum voller Gemüseboxen, knapp 80 Kilo insgesamt, oben drauf ein Strauß Kürbisblüten, fährt durch ein blaues Tor in der grauen Mauer, verlässt das Gefängnis, die Klimaanlage auf 17 Grad, weil er sich kein Kühlfahrzeug leisten kann. Er erreicht den Corso Secondigliano, der nie zu schlafen scheint, Kinder und Jugendliche flitzen tagsüber wie nachts auf Motorrollern oder Quads vorbei. Er fährt weiter, durchquert Mugnano di Napoli, eine Stadt außerhalb Neapels, liefert Gemüse an einen ehemaligen Polizeiinspektor. Weiter zur nächsten Adresse, der Mutter eines Öko-Architekten. Seine Großeltern waren selbst Bauern, seine Familie isst nur saisonale Produkte und kauft nie Obst und Gemüse im Supermarkt. Es schmecke nicht.

Santo, der nicht weiß, wie viele Morde ihm angelastet werden, pflückt derweil Tomaten. Möwen kreisen über seinem Kopf, aus einem Trakt rattern metallische Klänge. Vollzugsbeamten überprüfen mit einem Hammer die Festigkeit der Fenstergitter.

Seit 24 Jahren sitzt Santo im Gefängnis. „Ich sehe nicht wirklich eine Zukunft für mich“, erzählt er und runzelt die Stirn. „Doch, ein Funke Hoffnung ist noch da.“ Santo, der mit 13 Jahren nicht mehr zur Schule wollte, zitiert Kant, Freud, starrt ins Leere, die Haut rot von der Sonne. Was passiert sei, tue ihm leid, er nehme das Leben so, wie es ist, „vielleicht musste es so laufen.“

Er ist dieser Tage fünfzig geworden. An seinem Geburtstag stand er um drei Uhr nachts auf, startete seinen Laptop und legte ein Hörbuch ein. Zum ersten Mal in seinem Leben hörte er von Hannah Arendt und der „Banalität des Bösen.“ Er lag eine Stunde im Dunkeln auf seinem Bett, die Kopfhörer fest am Ohr, konnte nicht schlafen. Das Böse sitzt nicht tief, dachte er, nur das Gute hat tiefe Wurzeln. ■



SCHULD IST IMMER DER RASEN

Im Milliardengeschäft Fußball-Bundesliga spielen die Teams auf akkurat gestutzten Grünflächen. Millimeter können dabei über Sieg oder Niederlage entscheiden. Beim 1. FSV Mainz 05 sorgen zwei Greenkeeper für ein saftiges Grün. Doch sie haben Gegner



Ein Mann, ein Mäher: Mariusz Golianek fährt konzentriert seine Runden auf dem Rasen. Dabei kommt es auf jeden Millimeter an.

Es hat nicht gut begonnen für Mainz 05. Schon in der Qualifikation für die Europa League und im DFB-Pokal gescheitert, und in der Bundesliga kamen sie am ersten Spieltag nicht über ein Unentschieden gegen Aufsteiger Paderborn hinaus. Woran lag es? Wahrscheinlich mal wieder am Rasen.

Mariusz Golianek, 40, und Daniel Frisch, 29, sind für das Mainzer Stadiongrün verantwortlich und kennen das Los eines Rasenpflegers nur zu gut: „Wenn die Mannschaft scheiße spielt, wird der Rasen kritisiert, wenn sie gut spielt, ist alles perfekt“, sagt Frisch.

Als in den vergangenen Jahren noch Thomas Tuchel die Mannschaft trainierte, hatte er oft Extrawünsche. Mal sollte der Trainingsplatz noch kürzer gemäht werden, als es der Deutsche Fußballbund (DFB) vorschreibt, um das Tempo des Passspiels zu erhöhen. Mal war ihm der Platz zu trocken, dann wieder zu weich. „Er war manchmal etwas anstrengend“, sagt Frisch.

Besonders viel Gestaltungsfreiheit haben Golianek und Frisch ohnehin nicht. „Greenkeeper“, wie die Rasenpfleger von Fußball- und Golfplätzen genannt werden, müssen sich genau an die Vorgaben des DFB halten. Und die werden in Millimetern gemessen: Die Graslänge hat zwischen 25 und 28 Millimetern zu liegen. Außerdem muss der Platz ein Querstreifenmuster aufweisen, das als Orientierungshilfe für Schiedsrichter und Fernsehen dient. Die optische Täuschung, dass die Streifen zwei verschiedene Grüntöne aufweisen, erzeugen die Rasenpfleger durch die unterschiedliche Mährichtung. Je nachdem, wo der Zuschauer steht, sieht er dann jeden zweiten Abschnitt des Musters dunkelgrün, die übrigen Streifen heller.

Frisch und Golianek sind bei einem Bielefelder Unternehmen angestellt, das sich auf Sportrasen spezialisiert hat. Das Unternehmen ist unter anderem auch für die Stadien von Borussia Dortmund und Schalke 04 verantwortlich. Golianek hatte eigentlich eine Tischlerlehre abgeschlossen, doch während eines Praktikums entdeckte er seine Leidenschaft für das Stadiongrün. Seit rund drei Jahren ist er für den Rasen in der Mainzer Arena zuständig. „Greenkeeper“ darf er sich offiziell nicht einmal nennen, denn dafür müsste er die dafür vorgeschriebenen Kurse absolvieren. Bisher hatte er noch keine Zeit dafür, doch der Verein ist auch ohne Greenkeeper-Scheine mit seiner Arbeit zufrieden.

Am Tag vor dem nächsten Spiel sitzt Golianek auf dem Rasenmäher und fährt ohne Unterbrechung zwei Stunden lang seine Bahnen. Es gibt diese Szene aus „Forrest Gump“, in der der Multimillionär Gump als Greenkeeper anheuert und auf seinem Mäher nach meditativer Entspannung sucht. Entspannung? „Nicht unbedingt, man muss sich sehr konzentrieren, um

perfekte Linien zu fahren“, sagt Golianek. Entsprechend schaut er auch, während sein Körper beinahe regungslos auf der Maschine verharrt. Am Ende mäht er noch Längsstreifen in den mehr als hundert Meter langen Platz, die der DFB allerdings nicht vorschreibt. „Die machen wir für die Fans, sieht einfach besser aus.“

Natürlicher Rasen wie in Mainz hat in vielen deutschen Stadien längst ausgedient. Die meisten Topvereine wie Bayern München oder der VfL Wolfsburg haben Kunstrasenfasern in den Naturrasen eingearbeitet. Die sind robuster und benötigen eine kürzere Erholungszeit als natürliches Grün.

Während Golianek die Streifen mäht, zieht sein Kollege Frisch Unkraut zwischen den Grashalmen heraus. Löwenzahn, Klee, manchmal sogar Gänseblümchen. Andere hätten daran ihre Freude, Frisch, gelernter Gärtner, ist gnadenlos. Hier gelten andere Regeln als im Vorgarten: „Einen normalen Garten muss man auch nicht alle sechs Wochen düngen.“

den mit einer Grabegabel auf. Der Rasen sieht nun wieder ganz passabel aus.

Für Golianek und Frisch ist eine andere Tabelle als die der Bundesliga wichtiger. Seit 2012 werden die Plätze der obersten deutschen Fußball-Liga mit Punkten bewertet. Die Jury besteht aus Schiedsrichtern und Spielern aller Vereine. Mainz 05 belegte den zweiten Platz – Champions League für das Spielfeld. Doch in der vergangenen Saison ging es bergab. „Die Würmer haben uns einen besseren Platz im Ranking gekostet“, sagt Frisch.

Der gemeine Regenwurm, *lumbricus terrestris*, misst neun bis dreißig Zentimeter und ist nach ein bis zwei Jahren geschlechtsreif. Er frisst sich kreuz und quer durch seinen Lebensraum. Und wenn sein Lebensraum der Rasen eines Fußballstadions ist, hinterlässt er dort kleine Löcher, die das Bild eines perfekten Grüns empfindlich stören.

Die Greenkeeper haben den Kampf gegen die Regenwürmer aber aufgenommen. „Einmal



Mariusz Golianek (links) und Daniel Frisch planen den nächsten Großangriff auf die Regenwürmer.

Am nächsten Tag, fünf Minuten vor Anpfiff, regnet es in Strömen – ein Alptraum für die Rasenpfleger. Sie sehen schon vor ihrem inneren Auge, wie sich das satte Grün gleich in ein matschiges Braun verwandeln wird. Was für ein Glück, dass sich beide Teams bei diesem Wetter nicht allzu viel bewegen wollen. Ein lauer Kick, der 0:0 endet. Direkt nach dem Spiel lockern Golianek und Frisch die Matschlöcher im Bo-

haben wir ein Mittelchen auf dem Platz verteilt, nach zwei Stunden kamen alle an die Oberfläche“, erzählt Golianek. Das „Mittelchen“ soll eine Art Spüli gewesen sein. Die Würmer krochen aus ihren Löchern, die Greenkeeper saugten sie mit einem großen Staubsauger auf. Richtig geholfen hat es nicht. Golianek und Frisch planen den nächsten Großangriff.

RALF KEINATH

STADT DER STÄNGEL

Einkaufen war gestern. Heute pflücken gesundheitsbewusste Gourmets ihr Gemüse an Mauern, Gräben, Straßenrändern. Urban Gardening verwandelt Asphaltwüsten in blühende Landschaften. Ein Besuch in der „Essbaren Stadt“ Andernach und im Kölner Gemeinschaftsgarten „Neuland“

Text Ralf Keinath
Fotos Daniel Schreiber



Ein Dschungel in der Stadt: Thomas Manz pflückt sich sein Abendessen vom eigenen Balkon in Andernach.



Stadtplaner Lutz Kosack hat viel zu tun. Er ist gerade aus dem Urlaub zurückgekommen und muss erst einmal achtzig E-Mails zur „Essbaren Stadt“ beantworten.

Wer aus Richtung Koblenz in das kleine Andernach fährt, sieht schon von weitem das goldene M. Etwa zweihundert Meter hinter dem Ortsschild lockt McDonald's mit Frittentfett und Rinderhack. Ein paar Schritte weiter werben auch Burger King und Subway um Hungerige mit eher rustikalem Geschmack. An Futterplätzen für Kalorienjunkies mangelt es den 30 000 Einwohnern des rheinland-pfälzischen Städtchens jedenfalls nicht. Dabei ist Andernach seit vier Jahren auch eine gute Adresse für sensiblere Gaumen.

Für den von Thomas Manz zum Beispiel. An einem Freitagnachmittag im Juli steht er im Andernacher Burggraben, bewaffnet mit einem Henkelkörbchen, auf der Suche nach den Zutaten für sein Abendessen. Vom Burggraben aus bummelt er nicht zum nächsten Supermarkt oder zu einem Gemüsehändler in der fünfhundert Meter entfernten Fußgängerzone. Denn fast alles, was er braucht, findet er hier. In Andernach ist er der „Pflücker vom Dienst“, wie er selbst sagt. Seit ihn einmal das Fernsehen beim Ernten im Burggraben filmte, ist er stadtbekannt. Und wer bekannt ist, hat auch Neider. „Sehr geehrter Herr Manz, wer wie Sie als gutsituierter Bürger Zucchini Blüten im Stadtpark erntet, ist in unseren Augen ein Schmarotzer. Hochachtungsvoll, ein Bürger“, schrieb ihm ein Andernacher, der seinen Namen nicht verraten wollte. Zucchini Blüten im Stadtpark?

„Essbare Stadt“, so nennt sich Andernach seit vier Jahren, als die Stadtverwaltung damit begann, mitten im Zentrum Obst und Gemüse anzupflanzen. Was auf öffentlichen Plätzen wächst, darf jeder pflücken. Kresse statt Gras, Broccoli statt Pustebelme.

Manz läuft entlang des Burggrabens, dem Mittelpunkt der „Essbaren Stadt“, und sucht nach reifem Gemüse. Die Andernacher Stadtburg galt, nachdem sie Ende des 12. Jahrhunderts erbaut worden war, als eine der mächtigsten Festungen am Rhein. Seit dem pfälzischen Erbfolgekrieg von 1689 ist sie eine Ruine, mehr Mauer als Burg. Wo früher ein Wassergraben Feinde fernhalten sollte, locken jetzt Obst und Gemüse. Am Hang wächst Tafelwein, unten lugen grüne und lila Salatköpfe neben Weißkohl und Broccoli aus der Erde. Manz steuert zielstrebig die Zucchini an, die fünf Meter vom Salat entfernt wachsen, und die eigentlich noch zu klein sind, um geerntet zu werden. „In Italien kriegt man die so an jedem Marktstand.“ Seine typische Vorspeise: Man pinsele die Zucchini mit Öl ein, fülle ihre gelben Blüten mit Frischkäse und schiebe sie für zehn Minuten in den Backofen. „Schmeckt einfach fantastisch.“ Wenn Manz über Essen redet, bekommt man Hunger.

Urban Gardening, City Farming, städtisches Gärtnern: viele Namen, eine Idee. Kaum eine Bewegung hat Deutschland in den vergangenen Jahren so

schnell erobert wie die der urbanen Hobbygärtner. Menschen mit Harke, Schere und Bodenkralle gehören mittlerweile zur Stadt wie Club Mate und vegane Restaurants. Vorbild für viele Projekte waren die Prinzessinnengärten in Berlin-Kreuzberg. Mittlerweile kommen Touristen nicht mehr nur wegen Brandenburger Tor, Gedächtniskirche oder Alexanderplatz in die Hauptstadt, sondern eben auch wegen der Oase an der Oranienstraße, wo auf einer vorher brachliegenden Fläche nun mehr als fünfhundert Gemüse- und Kräutersorten gedeihen. Auch in anderen deutschen Großstädten sind Urban Gardening-Projekte längst zu Touristenattraktionen geworden. In Hamburg gärtnern die Bürger auf dem Dach einer leerstehenden Tiefgarage, in den Münchner Krautgärten können sich Hobbygärtner auf Ackern austoben, die von Landwirten vorbepflanzt wurden.

In Andernach sucht Manz weiter im Burggraben – und Manz findet. Zwischen Rhabarber und Roter Bete hatte ein argloser Pflücker seine Beute verloren. Manz bleibt stehen und bückt sich. „Ach, sieh mal einer an, eine lila Kartoffel.“ Von weitem erinnerte sie an einen Stein, aber Manz identifiziert das Knollengemüse zielsicher. „Und da ist noch eine.“ Stört es ihn nicht, dass hier schon Hunde gepinkelt haben? „Quatsch, auf einen normalen Acker strullern auch Tiere. Seltsam wäre es, wenn sie einen Bogen um die Beete machten.“ Thomas Manz, 53 Jahre alt, besitzt ein Juwelergeschäft in der Innenstadt – nötig hat er es nicht, im öffentlichen Raum zu pflücken. Er macht es gerne. „Es ist eine wunderbare Idee, ich fühle mich noch wohler in Andernach, seit es das Gemüse im Burggraben gibt.“ Auch wenn er am Anfang, das gibt er zu, noch etwas skeptisch war.

Er war nicht der Einzige. „Ist doch ekelhaft, Gemüse im öffentlichen Raum“, „das zieht Vandalen an“, „was, wenn Frühpflücker sich bedienen, bevor das Gemüse reif ist?“ Das waren einige der Befürchtungen, die Lutz Kosack, 50 Jahre alt, am Anfang immer wieder hörte. Er ließ sich davon nicht beeindrucken. Kosack, im Rathaus für Naturschutz und Landschaftspflege zuständig, entwickelte mit der SWR-Gartenexpertin Heike Boomgarden und dem Sozialamtsleiter Karl Werf vor vier Jahren das Projekt. Im Jahr 2008 hatten sie bereits eine Permakultur – also eine Anbaumethode, bei der nutzbare Ökosysteme geschaffen werden, die sich selbst erhalten – in einem Vorort Andernachs anpflanzen lassen. Die ist heute 14 Hektar groß und wird von vielen Andernachern als Naherholungsgebiet genutzt. 2010, im „internationalen Jahr der Biodiversität“, fragten sich Kosack und Co., wie sie die Stadt verbessern könnten. „Oft werden nur gute Skizzen entworfen, die wieder in den Schubladen verschwinden“, sagt Kosack.

Nicht so in Andernach. Kosack setzte sich über die Bedenken von Bürgern hinweg und organisierte, vorbei am Stadtrat, aber mit Billigung des Oberbürgermeisters, eine Testbepflanzung. Er investierte damals 150 Euro aus der Stadtkasse in 101 Tomatensorten, die er entlang des Burggrabens ▶



Glückliche Menschen, glückliche Hühner: Im Andernacher Burggraben lautet das Motto „Pflücken erlaubt statt Betreten verboten“.





„GIB JEMANDEM EINEN GARTEN UND ER IST FÜR SEIN LEBEN GLÜCKLICH“



Dirk Kerstan hat schon viele Jobs in seinem Leben gemacht, in dem Kölner Gemeinschaftsgarten „Neuland“ aber fühlt er sich richtig wohl. Wer Pflanzen braucht, kann kommen, zugreifen und zahlen, was er will.



Urban Gardening hat auch immer eine soziale Funktion. Beim Hacken und Jäten spielen Herkunft, Alter und Handicap keine Rolle.

aussäen ließ. Prompt musste er sich wegen Verschwendung rechtfertigen. Bis er nachweisen konnte, dass der Gemüseanbau nicht teurer ist als die Pflege von Zierpflanzen, dafür aber lehrreicher: „Manche Jugendliche sehen zum ersten Mal, wie eine Tomatenpflanze aussieht.“ In einer Welt, in der Mails, Meetings und Multitasking unseren Lebensrhythmus bestimmen, möchte Lutz Kosack den Andernachern eine „Fläche der Entschleunigung“ bieten. Die Kritik, so Kosack, sei inzwischen verstummt.

Mehr noch, um die kleine Stadt am Rhein ist ein kleiner Hype entstanden. Im Juli 2014 sitzt Kosack in seinem Büro im Rathaus und spricht beinahe ununterbrochen mit Anrufern, die mehr wissen wollen über das Gemüse im Stadtgarten. Ein Student möchte seine Bachelorarbeit darüber schreiben, Journalisten bitten um Interviewtermine, Abgeordnete des Landtages aus einem anderen Bundesland interessieren sich für eine Führung durch die Anlage. Mittlerweile versucht Kosack eher zu bremsen, die Erwartungen zu dämpfen. Andernach ist keine „Schlaraffenstadt“, wie es eine Zeitung formulierte. Dass sich die Leute irgendwann komplett aus den Stadtgärten ernähren? Vollkommen unrealistisch! Was derzeit auf 2000 Quadratmetern in der Stadt gepflückt werden kann, reichte theoretisch aus, um dreißig Bewohner Andernachs ein Jahr lang zu ernähren. Wenn sie es denn wollten. „Es geht hier um kleine Naschproben“, sagt Kosack. McDonald's, Burger King und Subway können aufatmen.

Thomas Manz, seit dreißig Jahren Vegetarier, wird jedoch auch in Zukunft die Fastfoodläden meiden. Sein Weg durch den Andernacher Burggraben führt ihn in ein Rondell, in dessen Mitte weiße Bohnen sprießen, umrandet von Kürbissen, Feldsalat und Dahlien. Sind Dahlien nicht Zierpflanzen? Manz rupft eine der roten Blüten ab und steckt sie sich in den Mund. „Hat nicht viel Geschmack, wie Salat“, sagt er mampfend und geht auf der anderen Seite den Hang des Burggrabens wieder hoch. Dort wachsen direkt an der Stadtmauer exotische Obstpflanzen wie Kaki und Granatapfel. Die Auswahl im Andernacher Stadtpark ist fast so groß wie das Sortiment in einer Obst- und Gemüseabteilung im Supermarkt. Jede Woche kommen Reisebusse voller Pflücktouristen, um sich mit den Stadtfrüchten einzudecken. Oft wird dann zu früh geerntet. „Das ist immer ärgerlich“, sagt Manz.

Stadtplaner Lutz Kosack hat für das Frühpflückerproblem schon eine Lösung parat. Ein Ampelsystem soll in Zukunft verhindern, dass unreife Früchte gerupft werden. Rot heißt dann „noch nicht ernten“, gelb „nur, wenn der Hunger groß ist“ und grün „bitte pflücken“. Ansonsten scheint es wenige Probleme zu geben. Der zu Beginn von einigen Einwohnern und Politikern befürchtete Vandalismus ist ausgeblieben. Vielleicht liegt es am Polizeirevier direkt gegenüber dem Burggraben, vielleicht aber auch daran, dass die Selbstbedienungsbeete sogar von Rowdys respektiert werden.

Und sollten doch einmal Bierflaschen oder Plastikabfall die Stauden und Hochbeete verunzieren, entfernen die Stadtgärtner den Müll.

In Andernach gärtner Langzeitarbeitslose, die durch das Projekt eine neue Aufgabe gefunden haben. Iris ist eine von ihnen. „Wenn du jetzt nicht wächst, schmeiße ich dich in den Mülleimer“, schimpft sie manchmal mit den Pflanzen, „dann wachsen die aber.“ Insgesamt kümmern sich zwölf Ein-Euro-Jobber um die Beete. Sie jäten Unkraut, lockern den Boden, bewässern. „Das Arbeiten an der frischen Luft macht viel mehr Spaß als in irgendeiner Halle“, sagt Iris, während sie das Unkraut um die Erdbeeren entfernt. Die Frage, wie Langzeitarbeitslose besser in den Arbeitsmarkt integriert werden können, stand ganz am Anfang des Projekts. Vier Jahre später freuen sich die Bürger über jene Andernacher, die den Gemüsegarten pflegen. „Sie werden jetzt als Macher anerkannt“, sagt Kosack. Die Wiedereingliederungsquote liege in Andernach bei 22 Prozent, im benachbarten Neuwied bei sechs Prozent.

Manz hat seine Tour um den Burggraben beendet. Für ein komplettes Ratatouille reicht die Ausbeute heute nicht. Das ist kein Problem für ihn, die restlichen Zutaten holt er sich einfach von seinem Balkon. „Den müssen Sie sehen.“ Seine Wohnung befindet sich direkt über dem Juweliergeschäft „Herr Manz“ in der Innenstadt, kaum fünfhundert Meter entfernt vom Burggraben. Manz pflückt sich nicht nur gerne sein Abendessen selbst, er hat auch seine Inneneinrichtung selbst gebastelt, das meiste aus Pappe oder Sperrmüll. Sogar der Herd besteht größtenteils aus verstärkter Pappe, die er mit Zwei-Komponenten-Lack bestrichen hat. „Nur die Mikrowelle habe ich gekauft“, sagt er. Mitten im Wohnzimmer hängt eine Schaukel von der Decke. „Mit etwas Schwung kommen Sie mit den Füßen bis zur Decke.“ Manz hat sich sein kindliches Gemüt bewahrt. Star Wars-Raumschiffe dekorieren die Wände, ebenfalls aus Pappe. Ein Billy-Regal sucht man vergebens.

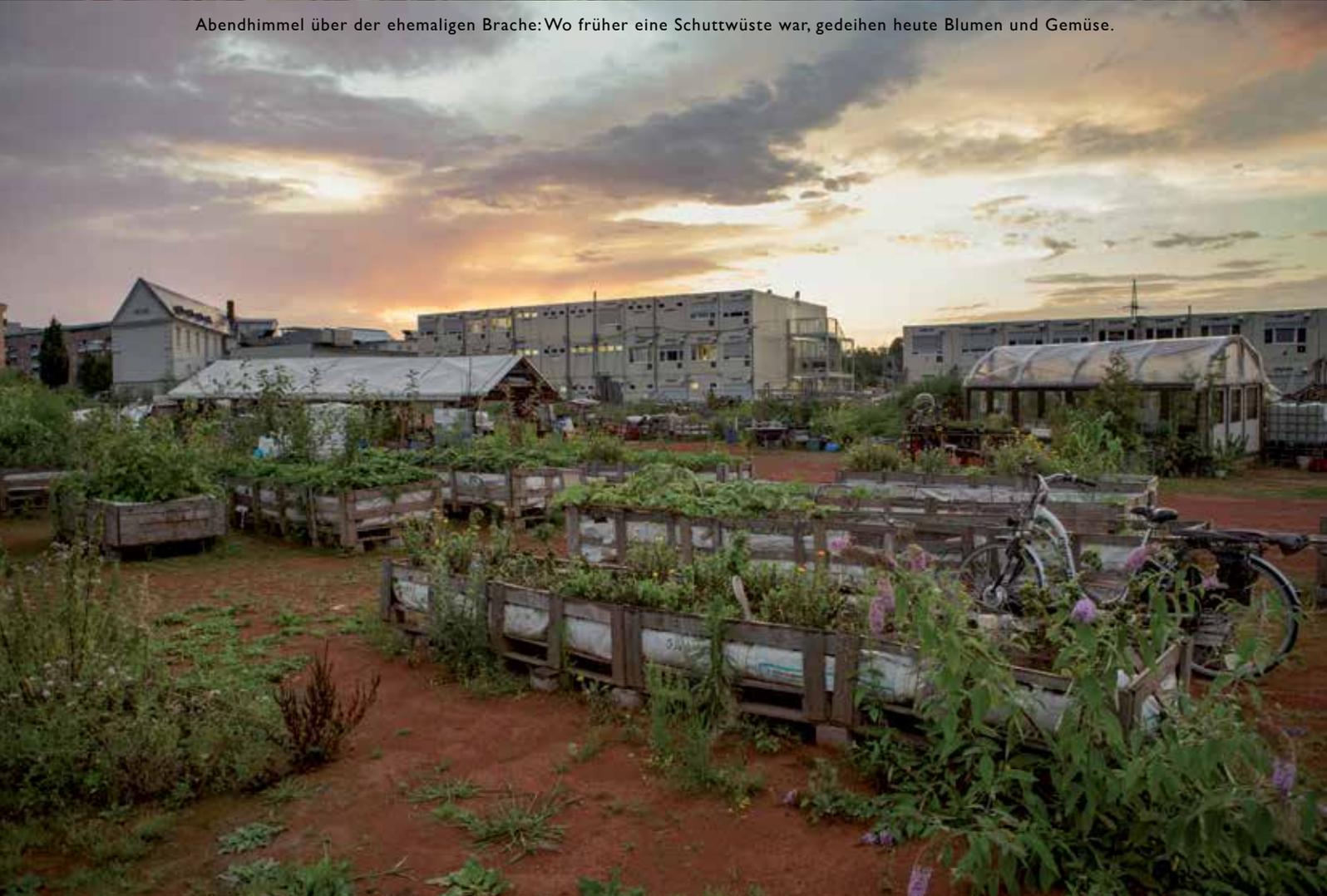
Dann betritt er seinen Balkon. Ein kleines Stück Urwald in der Stadt. Rund um die Lounge-Ecke sprießen aus sechzig Bottichen mehr als hundert Pflanzen. Manz hat sich ein kleines Paradies erschaffen. „Probieren Sie“, sagt er immer wieder, während er an Blüten und Blättern zupft. Kapuzinerkresse – „perfekt im Salat“. Chinesischer Gemüsebaum – „schmeckt unglaublich“. Zimmerknoblauch – „eine Geschmacksexplosion“. Manz kostet, kommentiert, schwärmt. „Gib jemandem eine Mahlzeit, und er ist für eine Stunde glücklich, gib jemandem einen Garten und er ist für sein Leben glücklich.“

Etwa hundert Kilometer rheinabwärts, in der Millionenstadt Köln, mussten sich die Bürger ihren Stadtgarten selbst erkämpfen. Nach dem Vorbild der Berliner Prinzessinnengärten kultivierten sie eine Brache ▶



„DER GARTEN IST EIN TEIL MEINES LEBENS GEWORDEN,
DAS IST MIT GELD NICHT ZU BEZAHLEN“

Abendhimmel über der ehemaligen Brache: Wo früher eine Schuttwüste war, gedeihen heute Blumen und Gemüse.





Lange reiste Michel Faber durch die Welt, jetzt ist er angekommen: „Der Garten ist ein Teil meines Lebens geworden, das ist mit Geld nicht zu bezahlen.“

zwischen den Stadtteilen Bayenthal und Südstadt. Dort krempelt sich Michel Faber gerade die Ärmel hoch. Schweißtropfen perlen unter der Baskenmütze auf seiner Stirn. Eben hatte er sich eine Schubkarre geholt, eine Setzlingspalette hineingelegt und Erde auf sie geschaufelt. Nun gräbt er mit ruhiger Hand kleine Ringelblumen aus einem Kürbisbeet und setzt sie in die Schubkarre um. Die feinen Wurzeln der Minipflanzen bedeckt er dabei schützend mit der anderen Hand. Es hat etwas Beruhigendes, wie der alte Mann mit dem weißen Vollbart in der Erde wühlt. Michel hat Schafferhände, Adern durchziehen seine drahtigen Unterarme, doch die Ringelblumen fasst er beinahe zärtlich an.

„Gärtnern ist Meditation“, sagt er mit breitem „ä“ und einem „r“, das er tief im Rachen bildet. Seit zwei Jahren buddelt, scharrt und jätet Michel im Gemeinschaftsgarten „Neuland“. Wo früher einmal die Dombrauerei ihr Bier braute und verkaufte, wollte die Stadt eine neue Fachhochschule errichten. Doch der Plan wurde nie realisiert. Das Ergebnis: 300 Quadratmeter Brachland. Jahrelang. Bis die Leute den Anblick satt hatten.

An einem Sonntagnachmittag im Juli 2011 versammelten sich mehr als 170 Guerilla-Gärtner mit Pflanzen, Harken und Spaten in der Hand vor der Schuttwüste. Sie brachen den Zaun auf und setzten ihre Blumentöpfe in den Boden. Eltern mit ihren Kindern, Studenten und Rentner diskutierten, buddelten, pflanzten. Vom Dach eines gegenüberliegenden Gebäudes beschallten DJs Gärtner und Gemüse mit Elektromusik. Nachdem sie Tomaten, Rosmarin und Walnussbäumchen eingesetzt hatten, entzündeten sie ein Lagerfeuer, grillten und feierten. Von da an trafen sich die Aktivisten alle zwei Wochen, um das Areal weiter zu verschönern. Schließlich gründeten sie den Verein Neuland. Seitdem dürfen die Hobbygärtner das Gelände offiziell als Gemeinschaftsgarten nutzen – solange die Stadt das Terrain nicht für einen Neubau benötigt.

Drei Jahre später sitzt Dirk Kerstan, einer der Eindringlinge, in der „Halle des Volkes“, wie ein großes Zelt in der Mitte des Geländes heißt. Er ist der einzige Festangestellte im Gemeinschaftsgarten und beinahe jeden Tag vor Ort. Bevor er ins Neuland kam, hatte er wenig mit Pflanzen am Hut. Abgebrochenes Pädagogikstudium, Ausbildung zum Projektmanager, Arbeit in einer PR-Agentur. „Mich hat erst einmal das Geld gelockt“, sagt Kerstan. Erst mit Mitte vierzig fand er in einem Praktikum in den Berliner Prinzessinnengärten seine Berufung. „Das ist die Midlife-Crisis“, sagt er grinsend, „ich hatte die Wahl zwischen Motorradführerschein und Urban Gardening.“ Kerstan verkörpert den Typus des hippen Urban Gardeners. Strubbeliges Haar, Dreitagebart, braungebrannt, Sunnyboy-Lächeln, immer eine Selbstgedrehte zwischen den Fingern. Nur 1400 Euro netto bringt ihm der Job. Doch einen anderen könnte er sich kaum noch

vorstellen. „Es gibt keinen Chef, der einem auf die Finger schaut.“ Das Spannende seien die Unterhaltungen mit den Besuchern. „Urban Gardening hat immer auch eine soziale Seite“, erklärt er.

In dem mobilen Gemeinschaftsgarten treffen sich noch drei Jahre nach der friedlichen Landnahme Hobbygärtner aus allen Altersschichten und sozialen Milieus, gemeinsam bepflanzen sie Beete und Bottiche, die sie größtenteils aus alten Großmarktpaletten zusammenschustern. Das Gelände steht rund um die Uhr offen, jeder kann kommen und gehen, wann er will. „Nur kiffende Jugendliche bitten wir freundlich zu gehen“, sagt Kerstan, „schließlich kommen zu uns auch Kinder.“ Nicht alle interessieren sich für das Grünzeug im Gemeinschaftsgarten. Manche wollen nur chillen, andere nutzen einen Abstecher durch den Garten für einen kurzen Moment der Ruhe, bevor sie ihren Arbeitstag im Großraumbüro beginnen.

Michel Faber ist fast immer da. Vor zwei Jahren kam er zum ersten Mal ins Neuland. Er hätte sich auch einen Schrebergarten zulegen können, aber wozu alleine gärtnern, wenn er seine Leidenschaft mit anderen teilen kann? Alleine war Faber lange genug. Mit Anfang sechzig erlitt er einen Nervenzusammenbruch, nachdem ihn seine Partnerin verlassen hatte. Er kündigte seine Stelle als Sozialarbeiter in Köln und reiste durch Europa. Italien, Spanien, einige Monate lebte er einsam in einer Berghütte in den Alpen. „Erst in dieser Zeit habe ich Vertrauen in mich selbst aufgebaut.“ Nach mehr als zehn Jahren landete er wieder in Köln und entdeckte das Neuland. Erst war er nur Besucher, heute gibt er dort selbst Workshops. Er liebt das Zusammensein, aber auch die Rückzugsecken, wenn ihm danach ist. In seiner Wohnanlage leben nur ältere Menschen. Der 76-Jährige sagt: „Ich habe keine Lust, mit den Alten ‚Mensch Ärgere Dich Nicht‘ zu spielen.“

Ein Donnerstagabend, Ende Juli: Rund fünfzehn Hobbygärtner hocken in der Sitzecke am Küchencontainer. Sie planen Workshops, diskutieren, wo neue Pflanzen wachsen sollen und beraten über die künftige Finanzierung ihres Projekts. Bis Ende des Jahres unterstützen private Geldgeber den Garten. Damit ihre Oase auch im nächsten Sommer blüht, müssen sie neue Spender finden. Bei schwierigen Entscheidungen fliegen auch schon mal die Fetzen im Gemeinschaftsgarten. Doch heute bleibt alles friedlich. Jeder Vorschlag wird absegnet, während Bier und Rotwein fließen. Nachdem das letzte Thema abgehakt ist, versammeln sich die Neuländer am Steinofen. Sie backen Pizzateig auf und belegen ihn anschließend mit Gemüse und Kräutern – natürlich alles von den eigenen Beeten. Michel Faber wirkt müde, aber zufrieden. Er sagt: „Der Garten ist ein Teil meines Lebens geworden, das ist mit Geld nicht zu bezahlen.“ An diesem Abend bleibt er noch lange. ■



„DER MENSCH BRAUCHT DIESEN SEHNSUCHTSORT“

Der Garten Eden ist ein uralter Menschheitstraum. Im Interview erklärt der Altorientalist Manfred Dietrich, wieso wir bis heute danach suchen



Johann Peter Wenzel (1745 - 1829): Adam und Eva im Garten Eden

Herr Professor Dietrich, wo finde ich den Garten Eden?

Die meisten Wissenschaftler vermuten die historische Vorlage des Garten Eden in Mesopotamien, im heutigen Irak, zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris. Heutzutage nicht gerade eine paradisiische Gegend.

In dieser Region wurden die Menschen vor mehr als 10 000 Jahren sesshaft. Zu dieser Zeit legten sie neben landwirtschaftlich genutzten Feldern auch die ersten Gärten an. Wie entstand diese Gartenkultur?

In der babylonischen Mythologie war der Hauptgrund für die Erschaffung des Menschen, Nahrung für die Götter anzubauen. In der Bibel ist es umgekehrt: Gott schuf die Pflanzen als Nahrung für den Menschen. Beides erklärte die Knochenarbeit auf den Feldern. Gärten hingegen waren sinnliche Orte. Wie sahen die Gärten damals aus?

In allen Glaubensvorstellungen steht der Garten für das Paradies. Die assyrischen Könige etwa hielten in ihren prächtigen Gärten Löwen, Strauße und andere seltene Tiere. Als Vertreter Gottes auf Erden bewahrten sie dessen Schöpfung in ihren Palastgärten. Drumherum zogen sie hohe Mauern zum Schutz vor Wind und Wüste und ungebeten Gästen. Klingt nach Abgrenzung statt paradisischer Gemeinschaft.

Gärten waren ein Privileg der Herrschenden. Es gab einen regelrechten Wettbewerb um den prächtigsten Garten. Und welcher Garten ist nun das biblische Paradies?

Es gibt nicht den einen Ort, der sich eindeutig als Garten Eden aus dem Alten Testament identifizieren ließe – zumal die Vorstellung vom Garten Eden auch etwa in früheren assyrischen Texten auftaucht. In ganz Mesopotamien finden sich dutzende historische Gärten, die

Archäologen anhand uralter Wurzelreste entdecken. Aber es ist Unsinn, den Garten Eden lokalisieren zu wollen. Weil es ihm nie gegeben hat?

Die Erzählungen vom Garten Eden stecken voller Symbolik. So geht zum Beispiel das christliche Kreuz darauf zurück: Die Mitte des Kreuzes als Garten, dem vier Flüsse entspringen. Der Garten Eden ist kein realer sondern ein mythologischer Ort. Wonach sehnen wir uns, wenn wir uns das Paradies vorstellen?

Das Buch Genesis im Alten Testament erzählt nicht nur vom Garten Eden als Ursprung der Welt, wie Gott sie erschuf. Die Vertreibung des Menschen aus seiner geborgenen Umgebung gehört ebenso dazu. Daher die Sehnsucht nach Rückkehr ins Paradies auf Erden. Dieses Motiv findet sich auch in der weltlichen Literatur, etwa bei Goethes Faust. Der Mensch braucht diesen Sehnsuchtsort.

Manfried Dietrich, 78, ist emeritierter Professor für Altorientalistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **MARIUS MÜNSTERMANN**



MAULWURF, FUCK OFF!

Der Maulwurf ist der natürliche Feind des Kleingärtners. Doch er steht unter Artenschutz. Solange keiner hinschaut, sind der Kriegsfantasie keine Grenzen gesetzt. Ein Ratgeber, der Ihnen hilft, den lästigen Störfried loszuwerden

Was für ein unsympathisches Tier, der Maulwurf. Artgenossen, die in sein Revier eindringen, streckt der Einzelgänger mit seinen Grabklauen nieder. Im unterirdischen Nest lagert er lebende Regenwürmer, denen er einen Teil des Körpers abbeißt, damit sie nicht fliehen können. Und: Seine Hügel versauen die akkurate Rasenidylle. Hier hört der Spaß auf.

Die Anlage 1 der Bundesartenschutzverordnung stellt den europäischen Maulwurf alias *Talpa europaea* unter Schutz. Bis zu 50000 Euro Strafe muss zahlen, wer das Tier fängt, umsiedelt oder tötet. Nur friedvolles Vergraulen ist gestattet. Können Sie ja mal probieren. Eine Gebrauchsanleitung.

I. MEDITATION

Versuchen Sie, Frieden mit dem Maulwurf zu schließen. Einatmen, Ausatmen, Teetrinken. Niemand soll sagen, Sie hätten es nicht versucht. Dann schauen Sie auf Ihren frisch gemähten Rasen, entstellt von diesen Erdhügeln. Sie sehen klar: Das hier ist ein dreister Angriff auf Ihren Seelenfrieden.

II. ABERGLAUBE

Tun Sie, was der Volksmund empfiehlt. Streuen Sie Hundehaare und Ihre eigenen Exkremente in die Eingänge. Sprechen Sie einen Zauberspruch. Kaufen Sie sich ein Pferd und zeugen Sie viele Kinder. Getrampel auf dem Rasen soll ihn stören. Er kann ja gern aufs Feld nebenan. Sie wollen doch nur Ihre Ruhe!

III. TERROR

Sie sind ja wahrlich kein aggressiver Mensch. Doch dieses Tier reagiert nicht auf Ihre freundlichen Signale. Fluten Sie die Gänge mittels Gartenschlauch; installieren Sie einen Ultraschallsender; Stecken Sie Eisenstangen in den Rasen und hämmern Sie wie irre darauf herum. Lassen Sie zehn Liter Buttermilch eine Woche in der Sonne gären, kippen Sie alles in die Löcher unter den Hügeln. Dem Maulwurf wird eine feine Nase nachgesagt.

IV. VERNICHTUNG

Dieses Monster! Stellt sich blind, taub und blöd. Jetzt heißt es: er oder Sie. Endlich finden Sie die Gesetzeslücke. Wühlmäuse sind nicht geschützt. Deshalb können Sie im Internet eine kleine mechanische Selbstschussanlage bestellen, die auch in einen Maulwurfsgang passt. Arbeiten Sie sporadisch mit etwas Dynamit, das kann einen therapeutischen Effekt haben. Stellen Sie sich mit dem Spaten an einen Hügel und warten Sie ein paar Stunden. Schauen Sie ihm ein letztes Mal in die bösen schwarzen Augen, bevor Sie zuschlagen. Er ließ ihnen keine Wahl.

NACHSPIEL

Ein anderer Maulwurf, den Ihr Maulwurf bisher vertrieben hat, findet rasch den Weg zu Ihnen. Ihr Garten ist unterdessen nicht mehr der selbe. Neben Hügeln klaffen nun Sumpflöcher und Krater im Rasen. Von Ultraschallwellen kriegen Sie Kopfschmerzen. Ein toxischer Gestank lässt Sie das Grundstück nur noch durch ein verschlossenes Fenster betrachten. Beim Testen der Selbstschussanlage haben Sie versehentlich das Pferd getroffen. Es war sofort tot.

All die Opfer, die Sie gebracht haben, sollen nicht umsonst gewesen sein. Fangen Sie wieder bei I. an.

MARTIN THEIS





Die Witwen von Krushe e Madhe

DIE HOFFNUNG WOCHS MIT PAPRIKA

Eine Gruppe von Kriegswitwen im Kosovo produziert erfolgreich Ajvar, eine Paprikapaste. Ihre Geschichte könnte man als unfreiwillige, jedoch erfolgreiche Emanzipation erzählen. Doch der Nachgeschmack der neuen Freiheit ist ein wenig bitter wie der des scharfen Ajvar

Text Jasmin Siebert
Fotos Sina Niemeyer



Krushe e Madhe war am 25. März 1999 Schauplatz eines der verheerendsten Massaker im Kosovo-Krieg. Zurück blieben über 500 Kinder ohne Vater und 140 Witwen.



Fahrije Hoti, die Gründerin und Chefin der Ajvar-Kooperative, präsentiert ein paar Gläser des scharfen Paprikaaufstrichs. Die Albanerin auf dem Bild dahinter ist das Logo der Witwen.

Eine weiße Plastiktür fällt hinter Fahrije Hoti und ihrem Mann Bashkim ins Schloss. Serbische Polizisten hetzen die albanischen Bewohner des Dorfes Krushe e Madhe im Südwesten des Kosovo durch die Straßen. Auf ihrem Arm trägt die 29-Jährige ihren drei Monate alten Sohn Drilon, an der Hand hält sie die dreijährige Tochter Sabina. Es ist der 25. März 1999.

Die Serben brüllen Befehle. Schüsse fallen. Im Chaos verliert Fahrije ihren Mann aus den Augen. Sie wird mit anderen Frauen und Kindern in die Moschee getrieben. Als sie Stunden später hinaus darf, ist die Tochter weg. Am Eingang haben sich Serben positioniert, grapschen nach Ohringen und Halsketten, tasten nach verstecktem Bargeld. Erst in der Flüchtlingskolonne in Richtung albanische Grenze findet Fahrije ihre weinende Tochter wieder, auf dem Arm des Großvaters. Ihren Mann hat sie seit diesem Tag nie wieder gesehen.

Die Überfälle auf die albanische Zivilbevölkerung waren die Antwort der serbischen Polizei auf Angriffe von Rebellen der kosovarischen Freiheitsbewegung UÇK. Als die Serben anfangen, Krushe e Madhe zu beschießen, waren jedoch keine Freiheitskämpfer in der Gegend. Niemand, der verhindern konnte, dass die Dorfbewohner gefoltert, getötet oder vertrieben wurden. Serben, die Gesichter geschwärzt oder hinter Tüchern verborgen, droschen auf die albanischen Männer ein und ließen Pferde über die geschundenen Leiber trampeln. Die Serben mordeten alle albanischen Männer zwischen achtzehn und 65 Jahren, die sie finden konnten. Eine albanerfreie Grenzregion sollte die Vertreibungen in anderen Landesteilen erleichtern – das war die serbische Strategie. Außerdem gab es in dieser Gegend jede Menge zu plündern.

Das Massaker in Krushe e Madhe war eines der verheerendsten im Kosovo-Krieg. Die Bilanz: drei Viertel aller Häuser zerstört und 241 Tote. Noch heute werden Leichenteile gefunden. Zuletzt vor wenigen Monaten beim Bau eines Hauses. Doch von 63 Personen fehlt bis heute jede Spur. Über 500 Kinder hatten keine Väter mehr. 140 Frauen waren zu Witwen geworden. Wie sollten sie weiterleben?

Als Fahrije aus dem albanischen Exil heimkehrte, suchte sie überall nach ihrem Mann. Drehte Leichen in Straßengräben um, zog Personalausweise aus den Taschen zweier toter Männer. Sie stammten aus Krushe e Madhe. „In dem Moment gab ich die Hoffnung auf, dass Bashkim noch lebt“, sagt sie. Zugleich konnte sie seinen Tod nicht akzeptieren. Wie sollte sie trauern ohne einen Körper, von dem sie Abschied nehmen konnte? Der Leichnam ist bis heute nicht aufgetaucht. Es war, als hätte sich die Erde unter Bashkim und den anderen verschwundenen Männern aufgetan. Vielleicht war es auch der Weiße Drin, der Fluss am Rande des Dorfes, der ihre Lei-

chen forttrug. Nur Bashkims Führerschein und Reisepass spuckte die Erde wieder aus. Die fand eines Tages ein Dorfbewohner.

Das Haus der Schwiegerfamilie lag in Trümmern. „Es war die schwierigste Zeit in meinem Leben“, erinnert sich Fahrije. Wie der Besitz eines verstorbenen Mannes an seine Eltern zurückfällt, so muss auch die Witwe bei dessen Familie bleiben. Fahrije überlegte, zu gehen. Bashkims ehemaliger Arbeitgeber wollte sie nach Deutschland holen. Als sie die Reisedokumente für sich und die Kinder ausfüllte, verschwamm die Schrift vor ihren Augen. Sie dachte: „Meine Kinder haben ihren Vater verloren. Sollen sie auch noch ihre Heimat verlieren?“ Fahrije beschloss, zu bleiben. Im Kosovo wollte sie beerdigt werden, nicht in einem fremden Land.

Fünfehn Jahre später steht in Krushe e Madhe eine weiße Plastiktür offen, der Türgriff hängt lose nach unten. Die Erinnerung, wie sie zum letzten Mal in ihrem Leben mit Bashkim gemeinsam zur Tür hinausgeht, hat sich bei Fahrije eingebrannt. Darum ließ sie in ihr eigenes Haus die gleiche schmucklose Tür einbauen. „Landwirtschaftliche Genossenschaft Krusha“ steht auf einem Schild an der Hauswand. Drinnen zündet sich Fahrije, inzwischen eine 45-jährige Frau mit praktischem Kurzhaarschnitt, eine Marlboro an. Sie ist Chefin der Genossenschaft, die als einzige im Land Ajvar, einen scharfen Paprikaaufstrich, nach traditionellem Rezept produziert.

Krushe e Madhe, Groß-Krusha auf deutsch, war schon immer überwiegend albanisch besiedelt. Am Dorfrand stehen ein paar Häuser von Roma, die einzigen beiden serbischen Familien zogen Anfang der neunziger Jahre weg. Heute hat das Dorf etwa 7000 Bewohner. Die Böden um Krushe e Madhe sind fruchtbar, Paprikaanbau hat hier eine lange Tradition.

Eines der ersten Gebäude, das nach dem Krieg wiederaufgebaut wurde, ist die Grundschule. Zwischen hohen Bäumen steht im Hof ein Gedenkstein, „Euer Leben – die Zukunft unseres Landes“ ist darauf eingraviert. Inzwischen besteht ein großer Teil des Ortes aus neugebauten, meist unverputzten Häusern. Doch Spuren der Kriegsverbrechen sind noch an mancher Ecke sichtbar. Eine Mauer aus grauen Steinen unterhalb der Moschee ist von Einschusslöchern durchsiebt. Im Anwesen dahinter wurden albanische Männer gefangen gehalten. Manche Quellen sprechen von 70, andere von 200. Verkohlte Leichenteile fand man auch auf der Wiese gegenüber, auf der jetzt Kürbisse wachsen. Ein Museum und eine Gedenktafel auf einer Verkehrsinsel in der Dorfmitte erinnern an den verschollenen Freiheitsaktivisten Ukshin Hoti. Drumherum gruppieren sich kleine Lebensmittelläden und Cafés. Dort sitzen den ganzen Tag Männern jeden Alters.

Zwei Albanerinnen klopfen an Fahrijes Tür. Sie möchten einer holländischen Touristin die Kooperative zeigen. Fahrije spult ihr Programm ab, ▶



Wenn Fahrije Hoti sich erinnern will, kramt sie alte Fotos hervor. Auf den Friedhof, der gerade neu gebaut wird, geht sie nie. Denn der Leichnam ihres Mannes ist bis heute verschollen.



AUTO FAHREN, IM CAFÉ SITZEN, RAUCHEN UND ENTSCHEIDUNGEN TREFFEN – DIE WITWEN HABEN IHR LEBEN SELBST IN DIE HAND GENOMMEN

das sie für Besuche solcher Art vorbereitet hat: „2005 haben wir den Verein ‚Grate e Veja‘ – die Witwen – gegründet.“ Fünf Jahre später wandelten die Frauen den Verein in eine Kooperative um und nannten sie „Krusha“. Inzwischen sind zehn Frauen festangestellt, fünfzehn liefern Paprika oder fertigen Ajvar. Mit 100 Gläsern fingen sie an, in diesem Jahr sollen es 30 000 werden. Fahrije zeigt die Truhen, in denen die Gläser sterilisiert werden. „Für ein Glas mit 720 Gramm Ajvar brauchen wir fünf Kilo Paprika.“ Fahrije betont noch, wie sehr sie Ausländern gegenüber dankbar für ihre Hilfe nach dem Krieg sei, dann verabschieden sich die Besucherinnen schon wieder.

Seit die Regierung an Fahrije eine Goldmedaille für ihre Leistungen verliehen hat und Fahrije immer wieder in Fernsehsendungen über Frauenrechte spricht, ist sie im ganzen Land bekannt. Die stellvertretende Ministerpräsidentin lobte sie in einer Rede in den USA als Vorbild für kosovarische Frauen. Noch immer ist es im jüngsten Land Europas ungewöhnlich, wenn Frauen ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen.

Vorgezeichnet war dies nicht. Als Fahrije siebzehn war, suchten ihre Eltern einen Mann für sie aus. Bei der Hochzeit sah sie ihn zum ersten Mal. Ihr Vater drückte ihr zum Abschied ein Goldstück in die Hand, dann gehörte sie zur Familie von Bashkim Hoti. Anfangs war ihr der Mann fremd. „Aber nach Mitternacht mochten wir uns“, erzählt Fahrije und lacht. Streng sei er gewesen, aber auch respektvoll. Aus Respekt erwuchs Liebe. Drei Kinder brachte Fahrije tot auf die Welt. Nach einer Gebärmutter-Operation wurde sie mit Sabina schwanger. Während Bashkim Arbeit am Bodensee fand und Schiffe putzte, kümmerte sie sich um die kleine Tochter. Die Schwiegereltern ließen ihr Freiheiten, gaben ihr Geld für Urlaube am Meer. Nach drei Jahren in Deutschland kam Bashkim zurück. Drei Monate vor dem Massaker wurde Sohn Drilon geboren.

Fahrije und ihre beste Freundin Advije Duraku treffen sich wie an so vielen Tagen morgens in einem Café. Außer ihnen sitzen nur Männer an den Tischen, schlürfen Espresso und rauchen. Dass Frauen es ihnen gleich tun, ist neu im ländlichen Kosovo. Ein Mann grüßt Fahrije freundlich, ruft: „Na, du gibst nicht auf, Fahrije, was!“ Auch Fahrije ignoriert das „Rauchen verboten“-Schild an der Wand, zerknüllt ihre Marlboro-Schachtel und bestellt sich eine neue zur zweiten Runde Kaffee. „Zigaretten sind meine Freunde, sie nehmen mir meine Nervosität“, sagt sie. Nach dem Krieg fing sie an zu rauchen. Inzwischen ist sie trotz einer Herzattacke bei zwei Schachteln pro Tag.

Bevor Fahrije anfang, Ajvar zu verkaufen, hatte sie für Gerechtigkeit gekämpft. Nach dem Krieg ging sie von Haus zu Haus, um andere Witwen zu überreden, mit ihr zusammen gegen die Gleichgültigkeit der Weltöffentlichkeit zu demonstrieren. Die Mörder ihrer Männer sollten endlich gesucht und verurteilt werden. Auf dem Shadervan, einem zentralen Platz in der nahen Stadt Prizren, wurde Fahrije in Handschellen abgeführt. In der Hauptstadt Pristina saßen die Frauen tagelang auf der Straße, Fernsehkameras auf ihre Plakate gerichtet. Irgendwann rief sogar der Mullah über die Moschee-Lautsprecher die nächsten Demonstrationen aus. „Fahrije hielt die Fahne hoch und wir folgten“, erinnert sich Miradie Ramadani, Mutter von sieben Kindern, die von Anfang an dabei war. Die Kriegsverbrechen von Krushe e Madhe wurden nicht aufgeklärt. Doch das Selbstbewusstsein der Witwen fing an zu wachsen.

„Vorsicht, ich komme! Aus dem Weg!“, rief eine füllige Witwe den verutzten Passanten zu. Sie hatte sich auf den Traktor gesetzt und war losgefah-

ren – einfach so. Die Dorfbewohner schüttelten die Köpfe. Doch sie ließen die Witwen gewähren. Dass Frauen, insbesondere Witwen, alleine auf die Straße gehen oder selbst ein Fahrzeug steuern, war ungeheuerlich. Frauen gehörten hinter die hohen Mauern des Hofes. So war es seit Jahrhunderten. Fahrije war die Tradition egal. Schon als Kind hatte sie ihren eigenen Kopf. Wie die Brüder half sie in der väterlichen Schreinerei. Nach dem Krieg ermutigte sie die anderen Witwen, das zu tun, wofür bisher die Männer verantwortlich waren: die Felder bearbeiten, Paprika pflanzen und ernten.

Eine Hilfsorganisation bot Führerscheinkurse für Witwen an und brachte ihnen das Imkern bei. Immer war es Fahrije, die die anderen motivierte. Sie selbst hielt zwölf Bienenstöcke, bis sie eine Bienenallergie bekam. „Wir alle sind stolz auf Fahrije. Sie hat als Erste die Traurigkeit abgeschüttelt“, sagt die Witwe Miradie. Der schmalen 56-Jährigen sieht man nicht an, dass sie neun Kinder geboren hat. Zwei von ihnen starben gleich nach der Geburt. Alle ihre sechs Töchter haben eine gute Schulbildung, eine arbeitet in der Bank. „Ohne die Felder hätte ich die Kinder nicht in die Schule schicken können“, sagt Miradie.

2005 fing Fahrije an, als Chauffeurin für die deutsche Hilfsorganisation „Amica“ zu arbeiten. Eine ausländische Sozialarbeiterin war es auch, die die Idee mit dem Ajvar hatte. Fahrije war begeistert. Sie klapperte Supermärkte ab und fragte: „Würdet ihr unseren hausgemachten Ajvar kaufen?“ Fünf Jahre später hatte Fahrije genug Geld gespart, um aus dem Haus der Schwiegereltern in ihr eigenes Heim zu ziehen.

An einem Nachmittag im Sommer 2014 klebt Fahrijes Sohn Drilon Etiketten auf Ajvargläser. „Spec me Hudhur“ – „Paprika mit Knoblauch“ – steht darauf. Der 15-Jährige ist hochgewachsen, mit seinem schwarzen Haar und den langen Wimpern ähnelt er dem Vater auf alten Fotos. Fahrije steht neben ihm und versiegelt die Gläser. Später wird sie eine Kiste voll in ein Restaurant nach Prizren fahren. Das möchte die neue Paprikamischung testen.

Ein Mann aus dem Dorf kommt zu Fahrijes offener Tür herein. Er sammelt Unterschriften für eine Petition. Die Vergewaltigungen während des Kosovo-Kriegs sollen vor dem internationalen Gerichtshof in Den Haag verhandelt werden. Fahrije und ihre Tochter unterschreiben. Der Sohn verkrümelt sich, ihm ist die Situation peinlich. Vergewaltigung ist im Kosovo bis heute ein Tabuthema. Sie wird noch immer nicht als Gewalt gegen die Frau begriffen, sondern als Ehrverletzung ihres Ehemannes. Die Familie verstößt vergewaltigte Frauen in der Regel. Auch Fahrije möchte nicht über das sprechen, was sie in der Moschee sehen musste. Es hat lange gedauert, bis die Medien anfangen, Vergewaltigungen im Krieg zu thematisieren. Frauenverbände fordern, dass Vergewaltigungsopfer ebenso wie Witwen und andere Kriegsoffer entschädigt werden.

Manchmal setzt Fahrije sich auf ihr beiges Ledersofa und holt einen Stapel Fotos hervor. Die Nervosität kriecht dann durch jede Faser ihres Körpers und die Finger zucken nach einer Zigarette. Vor allem ein kleines Foto, ein Jahr nach ihrer Hochzeit aufgenommen, wühlt sie auf. Auf dem Bild trägt sie goldene Ringe in den Ohren und eine dunkle Sonnenbrille. Bashkim, im bunten Jacket, hat einen Arm um sie gelegt. Die beiden haben nie über Gefühle gesprochen. „Aber wir liebten uns“, sagt sie. Lange hält Fahrije das Foto in ihren Händen, dann dreht sie es abrupt um und schiebt es unter die Urlaubsfotos. „In Erinnerung an Fahrije Hoti“ steht in geschwungener Schrift auf der Rückseite. Bashkim trug es in Deutschland immer bei sich. ▶



Miradie Ramadani, Mutter von sieben Kindern, träumt von einem Gewächshaus. Sie hat Angst, dass der Regen ihre Ernte zerstört. Fahrige Hoti trifft sich wie jeden Morgen mit ihrer besten Freundin Advije Duraku. Sie sind die einzigen Frauen im Café.



PAPRIKAANBAU HAT IN DER REGION
EINE LANGE TRADITION. FÜNF KILO BRAUCHT
MAN FÜR EIN GLAS AJVAR MIT 720 GRAMM

Wenn sie zusammensitzen, sprechen die Witwen über alles, was sie beschäftigt.
Auch über die schmerzvolle Vergangenheit, noch lieber aber über die Zukunft.



Fahrije und die anderen Witwen waren nie bei einem Psychologen, sie tauschen sich untereinander aus. Auch an diesem Nachmittag kommt Advije vorbei. Ihre rechte Hand ist geschient, mit der anderen stellt sie schwungvoll ein Bügeleisen auf den Tisch. „Hat dir jemand die Hand gebrochen?“, fragt Fahrije, packt Advijes gesunden Arm und verdreht ihn zum Spaß. „Mein Mann ist auferstanden. Er war’s“, antwortet sie lachend. Draußen prasselt der Regen nieder. Ein heftiger Donnerschlag. Danach ist es finster, der Strom ist weg. „Dieses Wetter ist gar nicht gut für die Paprika“, seufzt Fahrije.

Miradie, die Paprika an die Kooperative liefert, sorgt sich, ob sie in diesem Jahr überhaupt etwas ernten kann. Als am nächsten Tag der Regen endlich der Sonne weicht, geht sie zu ihrem Feld am Ortsrand. In Schlappen stapft sie durch die Pflanzreihen, sinkt im durchweichten Boden ein und zieht ein paar verkümmerte Pflänzchen aus der Erde. Dabei schimpft sie: „Feldarbeit ist wie Lotterie. Sie macht Spaß, aber das Ergebnis liegt in Gottes Händen.“ Die grünen Früchte sind von einer Schlammschicht überzogen. Miradie reibt sie an ihrer Hose sauber, Paprika um Paprika. Sie hätte gern ein Gewächshaus, damit der Regen nicht noch einmal die gesamte Ernte zerstört wie vor zehn Jahren. „In der Paprika liegt unsere Hoffnung“, sagt sie und ihr Ärger weicht einem Lächeln.

Bei der Ernte helfen alle ihre sechs Töchter mit. Als Kinder mussten sie mit ansehen, wie die Serben ihren Vater misshandelten. Miradie war da gerade mit ihrem einzigen Sohn, der damals ein halbes Jahr alt war, im Krankenhaus. Als die Serben kamen, musste sie mit ihm allein in einem Flüchtlingstreck fliehen. Kurz vor der albanischen Grenze wurden einige Männer herausgezogen. Sie mussten sich nackt ausziehen, ehe sie erschossen wurden. Ihre Schreie klingen manchmal noch in ihren Ohren, sagt Miradie. Schlimmer aber war die Angst um ihren Jungen. Einer der Soldaten steckte den Lauf seiner Pistole in dessen Stoffwindel und ließ ihn in der Luft baumeln wie einen Lampion. „Gott hat ihn mir mit 41 Jahren geschenkt!“, schrie die Mutter. Irgendwann kam ein junger Serbe und machte das Baby los. Miradie dachte, er wolle es erschießen. Doch der Serbe, selbst Vater, trug es zum rettenden Grenzübergang.

Noch heute denkt Miradie oft an den Lebensretter. Sogar übers Fernsehen versuchte sie, ihn zu finden. Ohne Erfolg. Ihre Töchter konnte sie im Flüchtlingslager wieder in den Arm schließen. Doch bei jedem neu ankommenden Bus hoffte sie vergeblich, ihr Mann säße darin.

Leichenteile von ihm tauchten vor fünf Jahren auf. Wenn Miradie darüber spricht, verlassen die Töchter das Zimmer. Trotz DNA-Test glaubt sie nicht, dass es sich um ihren Mann handelt. Das Erlebte verfolgt sie bis in ihre Träume, manchmal kommt sie wochenlang nur mit Hilfe von Schlaf-tabletten zur Ruhe.

An einem Abend im Ramadan sitzen einige befreundete Witwen in Fahrijes Haus beisammen, um Iftar, das Fastenbrechen, zu feiern. Sie tragen Seidenblusen, manche sind geschminkt. Nur Fahrije hat wie immer ihren Jogginganzug an. Es sind stolze, schöne Frauen. „Mir“, das albanische Wort für „gut“, schwirrt durch die Luft. Die Frauen fragen sich gegenseitig nach dem Wohlbefinden aller Familienmitglieder. Das traditionelle Begrüßungsritual dauert zwanzig Minuten.

Viele Tränen haben sie gemeinsam geweint, Krieg und Traumata erlebt, ihre Ehemänner verloren, die Kinder alleine großgezogen, hart gearbeitet und Häuser gebaut. Heute lachen sie gemeinsam.



Fahrijes Tochter Sabina scherzt mit ihrer kleinen Cousine. Die 18-Jährige liebt Kinder und will Lehrerin werden.

Keine von ihnen ging länger als acht Jahre in die Schule, einige wurden mit fünfzehn Jahren verheiratet. Eigenes Geld verdienen und Entscheidungen treffen waren in ihren Lebensläufen nicht vorgesehen. Der Krieg hat sie dazu gezwungen. Doch der Preis für die Eigenständigkeit ist hoch: Sie alle sind allein geblieben. Denn bei einer zweiten Ehe verlangt die Tradition, dass die Kinder bei der Familie des ersten Mannes zurückbleiben.

Während ihre 18-jährige Tochter Sabina den Tisch deckt, zeigt Fahrije den Frauen die neue Produktionshalle, die in wenigen Wochen eingeweiht werden soll. Bisher haben die Frauen die Paprikaschoten im Erdgeschoss von Fahrijes Haus und dahinter im Hof verarbeitet. Das neue Gebäude ist kleiner geworden als geplant. Da Fahrije kein eigenes Land besitzt, bekam sie keinen hohen Kredit. Vergeblich versuchte sie, die Schwiegereltern zu überzeugen, dass sie ihr Bashkims Land überschreiben. „Nur 5000 Euro habe ich von der Bank bekommen“, sagt Fahrije. „Das reicht nicht. Aber Schritt für Schritt geht es voran.“ Sie träumt davon, eines Tages mit den Serbinnen aus einem der Nachbardörfer zu kooperieren. Denn die kennen das beste Rezept für eingelegte Weinblätter. Ab und zu trifft sich Fahrije mit den serbischen Frauen in einem Nachbarort. Nach Krushe e Madhe trauen sie sich nicht.

Als der Mullah im Minarett sein Gebet anstimmt, brechen die Frauen das Fasten. Aufgetischt sind Tomatensalat, scharfe Paprika, Eier, Wurst und Hühnchen. Fahrije nimmt einen der Brotlaibe und teilt ihn mit ihrer besten Freundin. Sabina setzt sich zu den Frauen. Miradie fragt sie: „Warum studierst du nicht in Prizren? Dann könntest du zu Hause wohnen bleiben. Wenn du meine Tochter wärst, würde ich dich nicht allein nach Pristina gehen lassen.“ Trotzig kontert Sabina: „Fahrije wird nicht gefragt!“ Die hatte sich gewünscht, dass ihre Tochter etwas Technisches studiert. Doch Sabina will Lehrerin werden. „Aber sie gibt dir doch Geld“, wendet Miradie ein. „Sie hat mich geboren. Sie muss mir Geld geben!“, ruft Sabina energisch. Die Frauen lachen. „Wie die Mutter, sie macht was sie will“, sagt eine. ■



ZWISCHEN DEN GLEISEN

Keine fünf Meter entfernt donnern die Züge an der Laube vorbei. 700 pro Tag, entweder vor der Türe oder hinten am Gleiswall. Wer gärtner an so einem Ort? Auch ich bin hundert Mal an dem Garten mit der Portugalfahne vorbei gefahren. Eines Tages steige ich am nächsten Bahnhof aus



„Ist ganz ruhig da“, findet der Besitzer der Laube. Jedes Jahr lädt er 60 Gäste zu einem Gartenfest ein.

Immer wenn ich mit dem Fernzug nach Stuttgart fahre, sehe ich ihn links neben mir. - Nehme ich die S-Bahn zum Flughafen, ist er rechts unter mir: Der Garten mit der Indianerstatur und der Portugalfahne, die Umrisse der Schweiz auf das blumenverzierte Häuschen gemalt, draußen laufen Hühner, Kaninchen und Schafe umher.

Alle haben ihn schon gesehen, aber kaum jemand hat ihn je richtig beachtet. Es muss der bekannteste Schrebergarten von Zürich sein. Er liegt direkt an einer der Hauptverkehrsachsen des Schweizer Schienenverkehrs, zwischen dem Hauptbahnhof und dem Flughafen. Tausende Pendler fahren täglich daran vorbei.

Oberhalb des Gartens verläuft ein Gleis auf einem Wall, auf der anderen Seite führen zwei Gleise keine fünf Meter frontal an der Tür der Laube vorbei. Hinter einer Abstellinsel der Bahn verlaufen weitere vier Gleise. Wer gärtner an so einem Ort? Eines Tages will ich es wissen. Ich steige an der nächstgelegenen Haltestelle

aus und versuche, diesen Menschen zu treffen.

Den Garten zu finden, ist gar nicht so einfach, wenn man sich am Schienen- statt am Straßennetz orientieren muss. Von einem Radweg unter den Gleisen steige ich über ein Gitter auf die Abstellfläche der Bahn. Das Häuschen mit gehisster Portugalfahne ist nun keine zehn Meter entfernt. Doch dazwischen liegen zwei Gleise. Niemand da. Ein Intercity rast mit 80 Stundenkilometern vorbei.

Ich finde einen Schotterweg, der vom Radweg direkt zum Garten abzweigt. Doch das Areal ist umzäunt, die Tür verschlossen. Ich irre in der Gegend umher, versuche den Pächter ausfindig zu machen. Der nächstgelegene Schrebergartenverein weiß von nichts und auch zu den nahen Lauben einer Elektronikfirma gehört der Garten nicht.

Endlich ein Hinweis. „Tatsächlich handelt es sich um Areal der SBB“, mailt mir Tage später ein Herr Schärli von den Schweizer Bundesbahnen. Er habe der Verwaltung einen Brief

geschickt, und die wiederum habe dem Pächter des Gartens meine Bitte um Kontaktaufnahme weitergeleitet. Den Namen dürfe er natürlich nicht herausgeben. Wochen vergehen. Keine Antwort.

Ich steige noch einmal aus dem Zug. Ich habe Glück: Dieses Mal ist die Türe im Zaun offen. Auf dem Weg zum Portugiesengarten entdecke ich unter einer versprayten Eisenbahnbrücke zwei weitere Gärten, weit weniger auffällig. Vor einem dieser Gärten steht ein Mann mit grauem, schulterlangem Haar, Kinnbart und Bierbauch. Der Garten ist verwuchert, wild und grün, getarnt wie ein Militärbunker. „Die Türe sollte nicht offen sein“, sagt der Mann.

Der Portugiese sei nur immer abends da, sagt er. Der Brief sei angekommen. Sie hätten drüber gesprochen, man ist befreundet, doch sie seien zum Schluss gekommen, dass sie nichts zu sagen hätten. „Wir wollen hier unsere Ruhe.“

Herr Webers Bedenken sind schnell verflogen, nachdem ich seinen Garten gelobt habe. Er



Ein gutes Versteck.
Herr Weber in seinem grün getranten Garten
mitten im Gleisdschungel von Zürich.

selbst habe all das gebaut, sagt er stolz. „Vor 16 Jahren war hier nur eine Wiese.“ Aber der Portugiese sei heute nicht hier, ich solle doch morgen wieder kommen. Er glaubt, dass er ihn unter diesen Voraussetzungen überzeugen könne.

Dritter Besuch. Die Türe ist offen, Herr Weber hat an mich gedacht. Es ist ein sonniger Tag, ideal zum Gärtnern. Auf dem Weg zu Herrn Webers Garten gehe ich vorbei an Hochspannungsleitungen, einem Dutzend Lebensgefahr-Schilder und rostigen Gleisteilen der Schweizer Bundesbahnen.

Wer in Zürich urban gärtner, ist hip. Das Trendlokal der Stadt zurzeit ist „Frau Gerolds Garten“, eine Bar mit Terrasse über den Bahngleisen, wo die Köche ihre Zutaten für die Speisekarte in Gemüseboxen anbauen. Herr Weber ist nicht hip. Er ist 55, selbstständiger Handwerker, meistens alleine und spricht wie einer vom Dorfstammtisch. Und doch, kaum jemand gärtner so urban wie er: 700 Züge pro Tag donnern an seiner kleinen Laube vorbei. Seine

Nachbarn sind außer dem Portugiesen ein Industrieareal auf der einen und die Hochhäuser und Baustellen des wachsenden Stadtteils Oerlikon auf der anderen Seite der Gleise. Er baut Gemüse an. Kann eine Wurst grillen. Und was zum Trinken anbieten. Herr Weber holt eine Eineinhalb-Liter-Flasche Mineralwasser aus dem Häuschen und stellt sie auf den Tisch.

Wir plaudern. Ja, ja, er schlafe schlecht, aber nein, das liege nicht an den Zügen, das war bei ihm schon immer so. „Ist ja ganz ruhig hier.“ Er habe lange bei den Bundesbahnen gearbeitet, Spezialisierung im Rangieren, den Lärm sei er gewöhnt. Als er hier angefangen hat zu bauen, habe er manchmal Klopapierreste von den Zugklos aus dem Gebüsch fischen müssen. „Heute haben alle Züge Tanks.“

Herr Weber zeigt seinen Garten mit drei Holztischen, drei Grills, einem Fiat-Wohnwagen mit Bett, einer Bar, zwei großen Rasenstücken, einem Teich mit Fischen und einem Tomatenhäuschen. In der Laube befinden sich

ein großer Flachbildschirm, ein Sofa und eine Küche. Alles selber gezimmert. „So bin ich, brauche immer was zu tun.“

Leider habe der Portugiese nicht kommen können. „Ach, der wollte irgendwie nicht, das ist nicht so sein Ding“, sagt er. Besuch bedeutet hier im Gleisdschungel Veränderung und damit nichts Gutes. Beim letzten Mal hätten ein paar Männer im Anzug Stromleitungen hinstellen wollen, was für ihn und seine Freunde die Kündigung zur Folge gehabt hätte. Sie wehrten sich. Mit Erfolg: Die Leitungen wurden unter den Boden verlegt. Dass der Nachbar nicht hier ist, habe aber noch einen anderen Grund. Herr Weber sagt: „Wissen Sie, der spricht ja gar kein Deutsch.“

Von drüben beim Portugiesen kräht ein Hahn. Dann kommt der Intercity nach Basel.

ANDRES EBERHARD



Gentrifizierung extrem

VON FALKEN UND GEIERN

Mitten in Moskau liegt ein Dorf. Immobilienhändler haben das Idyll als nächste Goldgrube entdeckt. Tradition und Denkmalschutz sind für die neuen Bauherren keine Hindernisse. Recht bekommt, wer Geld hat. Doch die Alteingesessenen kämpfen um ihre Heimat

Text Marius Münstermann
Fotos Wilma Leskowitsch



Trügerische Ruhe im Schatten von Türmen aus Glas und Beton. Fast täglich bekommen die Einwohner von Sokol Angebote für ihre Häuser. Die Grundstücke kosten im Schnitt 23 000 Dollar pro Quadratmeter.

Jeder in Sokol kennt den alten Sergej, und Sergej kennt jeden – nur seine neuen Nachbarn, die kennt er nicht. Der alte Mann zeigt auf das Haus mit den blauen Dachziegeln, das er den Pionierpalast nennt, weil dieser Prunkpalast vor acht Jahren der erste dieser neuartigen Bauten war. Nach und nach verschwinden die alten Häuser von Sokol, um Platz zu schaffen für die Luxusbauten neureicher Nachbarn. „Neureiche? Oligarchen sind das, Banditen!“, schimpft Sergej.

Seine gesamten 83 Lebensjahre hat er hier verbracht. Er verweilt ungern vor den meterhohen Einfahrtstoren seiner neuen Nachbarn, denn wer länger davor stehen bleibt, erregt Misstrauen. Mauern und blickdichte Zäune sind mit Kameras bespickt, die wie Köpfe argwöhnischer Strauße in die Nachbarschaft spähen.

Sergej wirkt nicht wie einer, der es mit den Reichen und Mächtigen von Moskau aufgenommen hat: der Rücken gekrümmt, die weißen Haare adrett gescheitelt auf seinem mit Altersflecken gesprenkelten Kopf, der ihm mit den Jahren zwischen die spitzen Schulterblätter gesackt ist. Doch es ist ihm ernst. Er ballt seine linke Faust, streckt sie in die Höhe und sagt leise: „Wir kämpfen.“ Die Faust bleibt einen Moment erhoben. Der alte Mann lächelt, als wisse er um seinen unfreiwillig komischen Anblick: ein Widerstandsrentner, der in gebügelten Bundfalten und mit einer winzigen Aktentasche unterm Arm durch seinen Heimatort spaziert. Linden, Eschen und Ahorne stehen Spalier, die Sommergärten duften. Ein Dorf inmitten der Millionenmetropole Moskau.

Sokol ist seit einigen Jahren ein Objekt der Begierde. Immobilienhändler haben das Dorf für schwerreiche Kunden entdeckt. Nur in London wohnen mehr Milliardäre als in Moskau. In Sokol spitzt sich eine Frage zu, die weltweit immer häufiger gestellt wird: Wem gehört die Stadt? Ob Berlin-Prenzlauer Berg oder Manhattans SoHo-District. Überall ziehen Wohlhabende in ehemalige Arbeiterviertel, wandeln sich Problembezirke zum Szenekiez. Die Mieten explodieren, Alteingesessene müssen wegziehen. Auf Moskaus Immobilienmarkt geht es besonders brachial zu. Der Tod einer Aktivistin hat Sergej erschrocken. Aus Protest gegen den Abriss eines denkmalgeschützten Hauses nahe des Kremls hatte sich die Aktivistin in dem Gebäude eingesperrt. Sie wurde vor aller Augen von Bulldozern überrollt.

In seiner Kindheit, als Sokol noch ein Dorf weit außerhalb der Stadt war, fuhr Sergej manchmal in der Pferdekutsche zur Universität von Moskau, wo sein Vater das Institut für Französisch leitete. Zwei Stunden brauchte er für den Weg. 1931 kam die Straßenbahn, 1938 die Metro. Heute rollen weiße Sportwagen mit verdunkelten Scheiben durch die Straßen von Sokol, vorbei an den schrottreifen Ladas, die in einem der Vorgärten ihre letzte Ruhe gefunden haben. Sokol liegt inzwischen von Wohnriegeln und Bürotürmen umzingelt, Bahngleise und eine sechsspurige Straße schneiden die Siedlung an zwei Seiten.

Sergej geht über den Parkplatz neben dem Museum, den sie im Winter noch immer zum Schlittschuhlaufen für die Kinder fluten. Am 9. Mai, dem Tag des Sieges über den deutschen Faschismus, kocht seine Frau in ihrer Gulaschkanone für die Nachbarschaft. Und Hochzeiten feiern sie in Sokol wie eh und je zwischen bunt leuchtenden Dahlienrabatten und Johannisbeersträuchern.

Sergej kennt die Biographien der Menschen, weiß alles über ihre Häuser. Über einen grün gestrichenen Lattenzaun hinweg winkt er seiner Nachba-

rin Galina zu, einer pensionierten Ingenieurin, die in den sechziger Jahren über das sowjetische Raumfahrtprogramm in der Wüste Kasachstans wachte. Nebenan wohnt die Familie des ehemaligen Botschafters auf Kuba, dort drüben leben die Enkel des Bildhauers Faidysh, dessen Kosmonautenstatuen die Hauptstadt zieren. In Sokol wohnten und werkten Ärzte, Diplomaten, Geologen, Schriftsteller und Helden der sozialistischen Arbeit, heute längst ergraute Köpfe der Sowjetintelligenzija. Der alte Mann ist einer von ihnen: Sergej Sergeevich Tserewitinov, Nuklearphysiker, unermüdlicher Erfindergeist, Inhaber von 30 Patenten. Wissenschaftler durch und durch. Sein Berner Sennenhund, der im Vorgarten tobt, heißt Yandex, benannt nach der größten russischen Suchmaschine.

Im Museum erzählt Sergej die Geschichte seines Heimatviertels: Sokol bedeutet Falke, eine alte Ortsbezeichnung, die entstand, weil die Zaren früher vor den Toren Moskaus auf Falkenjagd gingen. „Eines Tages schlug ein schwerer Sturm eine Lichtung in den Wald. An dieser Stelle bauten unsere Vorfahren 1924 das Dorf. Manchmal kommen die Falken heute noch hierher.“

Sokol wurde als futuristische „Gartenstadt“ geplant, ein experimentelles Gegenmodell zu den Mietbaracken und Massenwohnblocks, die in Zeiten akuter Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg wucherten. In Sokol sollte eine moderne Form des Zusammenlebens erprobt werden, ein inspirierender Ort für die Elite aus Kultur und Wissenschaft. Berühmte Architekten, angeregt von Koryphäen wie Le Corbusier, verewigten sich in den 118 Häusern, jedes einzigartig, vom geduckten Holzblockhaus, in dem Sergej und seine Frau leben, bis zum spitzgiebligen Klinkerkästchen in Pastellönen. Inspiriert von der Idee der englischen Stadtgärten, verengten Landschaftsplaner die Straßen so geschickt zum Ende hin, dass sich der Eindruck langgezogen ländlicher Alleen verstärkte.

Privater Grund blieb in der Sowjetunion für die meisten unerreichbar. Umso beliebter waren die Gärten der Datscha-Siedlungen außerhalb der Städte, zu denen die Familien am Wochenende mit dem Zug fuhren. Wohnen und Wohlfühlen, strikt getrennt. Anders in Sokol: Die Bewohner durften um ihre Häuser Gärten anlegen. „Die Gärten sind bis heute unser eigentliches Privileg“, sagt Sergej mit Blick auf sein verwildertes Grundstück, auf dem Hortensien blühen und bucklige Apfelbäume Schatten werfen.

Auf der Veranda kramt er ein Buch hervor: „Der Kirschgarten“ von Anton Tschschow. Der alte Kirschgarten, der keine Ernte mehr abwirft, symbolisiert den Untergang des russischen Zarenreichs: Prächtig, aber gesellschaftlich überkommen, wird der Garten schließlich abgeholzt. Wie der Kirschgarten, so steht auch Sokol nur noch für die verblühende Schönheit, die zur historischen Kulisse ohne Nutzen erklärt wird.

Sergejs Idyll ist bedroht. Der Mietpreispegel in Moskau steigt, die Investmentwelle schwappt über auf Sokol, die grüne Insel im Häusermeer aus Beton, Glas und Stahl.

Der Vertreter einer Sicherheitsfirma läuft grußlos vorbei. Er zieht von Tür zu Tür und bietet Alarmsysteme an, inklusive bewaffneter Trupps, die schon jetzt in Jeeps durch Sokol patrouillieren und am Spielplatz Mittagspause machen, während Kinderstimmen und Vogelgeschwätz im Baulärm untergehen.

Die Ureinwohner von Sokol haben Angst. Sie erzählen von Morddrohungen. Und erst im vergangenen Jahr brannte eines der alten Holzhäuschen auf mysteriöse Weise ab. Ermittlungen hat es nie gegeben. Den Wiederaufbau konnten sich die alten Eigentümer nicht leisten. Sie ver- ▶



WO EINST ZAREN AUF JAGD GINGEN, WILDERN HEUTE SPEKULANTEN

Sergej und seine Nachbarin Galina auf ihrem Spaziergang, der eher wie ein Kontrollgang wirkt, seit in der Nachbarschaft Angst vor Mord und Brandstiftung herrscht. Geschichtsträchtig, grün und nah an der City: Sokol ist ein Filetstück auf dem Moskauer Immobilienmarkt.





LENIN WAR EIN FÖRDERER DER FUTURISTISCHEN GARTENSTADT. HEUTE SCHWEBT DARÜBER DIE ABRISSBIRNE

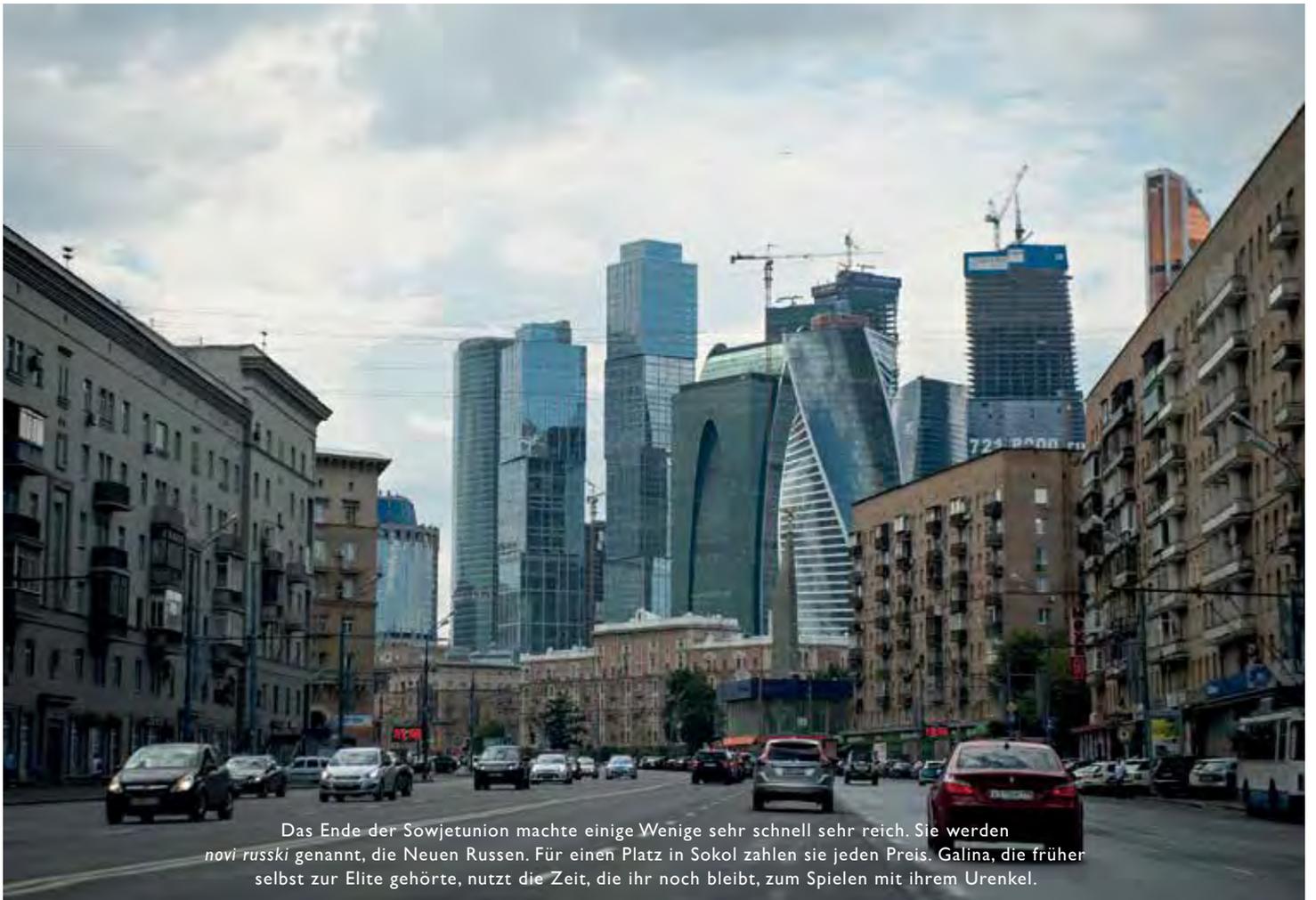
Die Alten von Sokol gehörten zur Sowjetintelligenzija.
Galina tüftelte als Ingenieurin am Raumfahrtprogramm in der Wüste Kasachstans.





Die neureichen Nachbarn wohnen hinter schwer bewachten Toren und hohen Mauern. „Neureiche? Banditen sind das!“, schimpft Sergej. Er wird sein Grundstück niemals verkaufen – obwohl er dringend eine teure Operation am Herzen bräuchte.





Das Ende der Sowjetunion machte einige Wenige sehr schnell sehr reich. Sie werden *novi russki* genannt, die Neuen Russen. Für einen Platz in Sokol zahlen sie jeden Preis. Galina, die früher selbst zur Elite gehörte, nutzt die Zeit, die ihr noch bleibt, zum Spielen mit ihrem Urenkel.



kaufen ihr Grundstück und sind überzeugt, den Machenschaften einer skrupellosen Immobilienfirma zum Opfer gefallen zu sein.

Sergej bekommt ständig Angebote, von anonymen Anrufern am Telefon oder in Briefumschlägen, die hinter den Fensterkästen stecken. Bis zu 13 Millionen Dollar war sein Grundstück manchem wert. Sergej hat stets abgelehnt. „Nur über meine Leiche!“, sagt er bestimmt. Einige Nachbarn sind schon auf die Angebote eingegangen, zumal viele der alten Häuser teure Restaurationen benötigen. Die meisten Bewohner möchten jedoch wie Sergej in Sokol bleiben. Sie wollen verhindern, dass ihre Häuser in die Hände der Immobilienhändler gelangen und abgerissen werden.

Sokol wird nicht zum ersten Mal attackiert. Eine Tramstrecke, die die Nachbarschaft durchtrennt hätte, haben Sergej und seine Mitstreiter schon verhindert. Und als die Führungskader der Kommunistischen Partei das Dorf abreißen wollten, um an seiner Stelle eine Feriensiedlung zu errichten, da besorgten die Widerständler die Gründungsurkunde, unterschrieben vom Parteivorsitzenden Lenin, dem Sokol eine Herzensangelegenheit war. Sergej schmunzelt: „Wir mussten das Nationalarchiv schmieren, damit sie die Dokumente rausrückten.“ Die Intervention war erfolgreich: Sokol blieb unangetastet. 1979 wurde das Viertel gar zum staatlich anerkannten Denkmal ernannt – ein Prädikat, das ansonsten Stätten wie Lenins marmornem Mausoleum auf dem Roten Platz vorbehalten blieb.

Es hätte das Ende der Geschichte sein können. Doch dann kam der Zusammenbruch der Sowjetunion, machte einige Wenige sehr schnell sehr reich und Rechtssicherheit zu einer Frage des Kontostandes. Die Leute nennen die Mächtigen dieser Ära novi russki: die Neuen Russen.

Elena Yurgeneva hat den großen Umbruch als Jahre des Booms erlebt. Seit 1993 ist sie Maklerin bei Newmark Grubb Knight Frank (NGKF), einem der größten Immobilienunternehmen, mit Filialen in 43 Ländern, dessen Zu-verkaufen-Schilder auch an vielen der hohen Mauern von Sokol hängen. Yurgeneva empfängt ihre Kunden im countryside office an der Rubljowka, der berühmtesten Landstraße Russlands, an der die Neuen Russen in den neunziger Jahren Prunkvillen im Disneylandstil aus dem Boden stampften. Auch Präsident Putin wohnt hier in einer von dutzenden gated communities.

Das countryside office könnte dem Cover eines „Schöner Wohnen“-Magazins entsprungen sein: kleine rot-weiß karierte Kissen, helle Möbel, flauschige Teppiche, im Hintergrund schnauft eine Espressomaschine. Durch die Fenster blickt Elena Yurgeneva auf eine Werbetafel. „Thank God I'm really VIP“ steht da, weiß auf schwarz. Die Maklerin trägt ein geblühtes Sommerkleid und hochhackige Schuhe, ihre blonden Haare hat sie am Vortag machen lassen – „für 2000 Dollar, die Frisur muss noch mindestens zwei Tage halten.“ Ein flüchtiges Fingerwischen auf ihren zwei Smartphones – eines überzogen mit Leopardenfellimitat, das andere mit Anakondaplastikhaut – dann richtet sie sich im schwarzen Ledersessel auf und lächelt ihr perfektes Verkäuferinnenlächeln. In der Haus- und Wohnungssparte, die sie leitet, arbeitet NGKF ausschließlich im high end-Bereich, betont Yurgeneva. Sie verkauft Villen und Luxuslofts in Moskau und St. Petersburg, jettet mit ihren Kunden aber auch um die Welt, „nach London, um ein Haus für die Kinder zu kaufen, solange sie dort auf eine Eliteschule gehen; ein zweites, drittes, viertes Urlaubsdomizil in Nizza, Miami oder Baden-Baden suchen.“

Yurgeneva schwärmt: „Sokol ist einzigartig.“ Die Enklave mit ihrem pittoresken Charme ist ein Filetstück auf dem Speiseplan des Immo-

lienmarkts: geschichtsträchtig, grün und nah an der City. Die Preise liegen im Schnitt bei 23 000 Dollar pro Quadratmeter – eine der teuersten Gegenden der Welt.

„Früher hätte man diese Ganoven nach Sibirien verbannt“, schimpft Sergej. Es ist eine Ironie des Schicksals: Sergej fordert, Sokol originalgetreu zu erhalten. Und genau dadurch wird der Ort immer lukrativer für die Investoren, die es auf Sokol abgesehen haben, wobei sie den Charme mit ihren Neubauten nach und nach zerstören.

Kurzfristige Rendite dank langer Tradition. Denkmalschutz ist da eher hinderlich. Die Bauherren besorgen mit Schmiergeld die notwendigen Lizenzen vom Bauamt, das über den Denkmalschutz wachen sollte. Häufig genug reißen sie die alten Häuschen aber auch ohne Genehmigung ab, eine Strafzahlung ist fest einkalkuliert. Teils müssen gleich zwei Häuser drangehen, damit auf den zusammengelegten Grundstücken gebaut werden kann. Der Baugrund in Sokol ist inzwischen derart attraktiv, dass die Investoren in vielen Fällen zunächst schlüsselfertige Leichtbauhäuser auf die Grundstücke stellen, billige Platzhalter, die bei Bedarf abgerissen werden, wenn der spätere Grundstückskäufer seine eigentliche Villa zu bauen gedenkt. Eine Klage kommt meist zu spät. Vor Gericht hat Sergej die abenteuerlichsten Ausreden gehört: „Die neuen Besitzer erzählen allen Ernstes, sie seien im Urlaub gewesen, und in dieser Zeit hätten die Bauarbeiter eigenmächtig entschieden, das alte Haus abzureißen.“

Konstantin Mikhailov kennt viele Fälle von Korruption und Brutalität im Baugeschäft. Er wohnt ebenfalls in Sokol und ist einer der Gründer von Archnadzor, einer Organisation, die sich für den Schutz des alten Moskauer einsetzt und zu Sergejs wichtigster Verbündeten geworden ist. „Das Bauamt versprach, den illegalen Abriss der alten Häuser zu untersuchen. Ob diese Untersuchungen je stattgefunden haben, wissen wir nicht. Ergebnisse wurden jedenfalls nie veröffentlicht.“ Mikhailov sieht noch ein anderes Problem: „Der Gemeinderat von Sokol gibt sich zunehmend intransparent.“ Seine Vermutung: Die neureichen Nachbarn versprechen der Gemeinde finanzielle Unterstützung für neue Stromleitungen oder Straßenreparaturen, im Gegenzug drücke der Gemeinderat beim Thema Denkmalschutz beide Augen zu.

Sergej hat eine andere Erklärung: „Der Gemeinderat wird unterwandert!“ Fünfzig Jahre lang war er Vorsitzender des Gemeinderats, bis heute ist er Ehrenpräsident. Ausgerechnet eine historisch verbrieft Sondergenehmigung, auf die sie in Sokol bis heute stolz sind, könnte dem Dorf zum Verhängnis werden: Während die Partei für gewöhnlich das Leben ihrer Genossen durchorganisierte, erhielt die Sowjetintelligenzija von Sokol das Recht, ihre Angelegenheiten auf eigene Faust im Gemeinderat zu regeln. Das lief jahrelang hervorragend. Doch mit jedem neuen Nachbarn wächst die Macht der Zugezogenen im Gemeinderat, der von allen Anwohnern gewählt wird und bei Baumaßnahmen das letzte Wort hat. Schon jetzt ist ein Drittel der alten Häuser abgerissen, entsprechend haben sich die Verhältnisse im Gemeinderat verschoben. „Noch sind wir in der Überzahl“, sagt Sergej. „Noch können wir die Leute wählen, die das alte Sokol bewahren wollen.“

Sergej hat schon einen Weltkrieg, zwei Herzinfarkte und ein Ödem im Hirn überlebt. Was passiert mit Sokol, wenn er eines Tages stirbt? Sergej lächelt müde. Die Ärzte raten ihm zu einer Operation am Herzen. Die kann er sich nicht leisten, obwohl er doch auf einem Grundstück mit Millionenwert hockt. Er müsste bloß verkaufen. ■



Nachbarschaftsstreit

BERICHT AUS DER NAHKAMPFZONE

Streits zwischen Nachbarn passieren regelmäßig, häufig sind lächerliche Kleinigkeiten der Auslöser. Doch wie kommt es so weit, dass Situationen wegen Banalitäten eskalieren, gar Feindschaften entstehen – nach manchmal jahrelanger friedlicher Nachbarschaft?

Text Konstanze Faßbinder
Fotos Mathias Schumacher



Kettenreaktion: Weil Gerhard Fried aus Frankfurt angeblich Wasser klatete, ergriff sein Nachbar eine unorthodoxe Maßnahme. Er verschloss die Deckel der Regentonne mit einer Kette.



Verbotene Früchte: Mit dem Baubesitzer ist dieses Jahr nicht mehr gut Kirschen essen.

Frankfurt am Main, eine Kleingartenanlage im Osten der Stadt, an einem Hang gelegen. Waschbetonplatten weisen den Weg vom Gartentor hoch zur Fachwerklaube nebst überdachtem Freisitz von Gerhard und Irene Fried*. Der vorbildlich gestutzte Rasen leuchtet grün in der Spätsommersonne. Hinter der Laube stehen Tomatenstauden in Reih und Glied. Sie biegen sich unter der Last ihrer wulstigen roten Früchte, Sorte Ochsenherz, „fest und aromatisch“. Hier ist alles am rechten Platz, hat alles seine Ordnung. Wäre da nicht die Sache mit den Nachbarn.

Jahrzehntelang pflegten Frieds ein gutes Verhältnis zu ihnen. Sie pflasterten Wege gemeinsam, verlegten Wasserleitungen, tauschten sich aus, besuchten einander zum Kaffeetrinken, feierten Geburtstage. In 40 guten Jahren gab es viele gemeinsame Feste. Bis heute trennt kein Zaun die beiden Grundstücke, liegen keine fünf Meter zwischen der Laube der Nachbarn und der von Frieds, in der sie im Sommer häufiger übernachteten als zu Hause. Doch vor wenigen Jahren begann irgendetwas die Atmosphäre zu vergiften. Unmerklich, wie Kohlenmonoxid, das schwer am Boden lauert. Das man erst bemerkt, wenn es zu spät ist.

Fast 9000 Nachbarschaftsprozesse landeten alleine 2012 vor deutschen Amtsgerichten. Sie sind nur die Spitze des Eisbergs: Viele Auseinandersetzungen werden außergerichtlich geklärt – oder überhaupt nicht. Mit oder ohne Waffengewalt machen Nachbarn einander das Leben zur Hölle. Ganz nach der Devise: Hasse deinen Nächsten. Doch egal, wie groß die Feindschaft am Ende wird, jede Auseinandersetzung beginnt in der Regel klein.

Vielleicht bemerkten Frieds nicht, dass sich ein Konflikt anbahnt, als das mit dem Baum losging. Eines Tages kam der Nachbar herüber und sagte: Eure Thuja muss weg. Das fünf Meter hohe Prachtstück in Weihnachtsbaumform, das Zentrum des Gartens, längst festes Inventar weil schon immer da. Und eben diese Thuja sollte plötzlich stören? Frieds verstanden die Welt nicht mehr.

Stufe 1: Verhärtung. Konflikte beginnen mit Spannungen, zum Beispiel, wenn Meinungen aufeinanderprallen. Das ist alltäglich und wird deshalb oft nicht wahrgenommen. Meinungen werden fundamentaler. Der Konflikt könnte tiefere Ursachen haben

Egal, ob Kinder sich zanken, Eheleute oder Arbeitskollegen, oder gar Länder miteinander Krieg führen: Laut dem Modell zur Konflikteskalation von Friedrich Glasl laufen alle Auseinandersetzungen in neun Stufen ab, auch solche zwischen Nachbarn. Deren Ursache ist meist banal, sagt Sozialpsychologe Volker Linneweber, Leiter der Universität Saarbrücken: Ein „Dissens in der Bewertung“, ein Missverständnis. Während einer denke, er sage seine Meinung, fühle der andere sich angeschnauzt. Und damit in erster Linie ungerecht behandelt. Als einer der ersten hatte Linneweber in den 1980er Jahren untersucht, wie Streits zwischen Nachbarn ablaufen.

Dass sie Tür an Tür leben und sich vielleicht ihr Leben lang täglich sehen werden, veranlasse manche zur Nachsicht. Andere motiviere gerade diese Schicksalsgemeinschaft, Energie in Auseinandersetzungen zu stecken. Ganz nach dem Motto: Wehret den Anfängen. „Während man im Hotel nach einer Nacht weg ist, wacht man zu Hause am nächsten Tag wieder auf. Am übernächsten auch.“

Nadelbäume seien laut Gartenordnung nicht erlaubt, behaupteten Frieds Nachbarn plötzlich. „Dabei haben die doch selbst welche“, sagt Gerhard Fried, immer noch empört. Stufe 2 des Konflikts war erreicht.

Stufe 2: Polarisation und Debatte. Konfliktpartner überlegen sich Strategien, um den anderen von ihren Argumenten zu überzeugen. Meinungsverschiedenheiten führen zum Streit, der andere soll unter Druck gesetzt werden. Schwarz-Weiß-Denken entsteht

Frieds weigerten sich, ihre Thuja zu fällen. Sie stand jetzt zwischen ihnen und dem Nebenmann. Mit seiner Canon Ixus, mit der Gerhard Fried Erinnerungen auf Urlaubsreisen und Familienfesten knipst, dokumentierte er bald Vorfälle daheim im Garten. Er entwickelte Beweisfotos, notierte akribisch das Datum der Aktionen auf der Rückseite. Oder waren es Reaktionen? Da war zum Beispiel das mit den Regentonnen. Über Jahre hatten die Nachbarn und Frieds das Regenwasser ihrer aneinander grenzenden Duschhäuschen in einer gemeinsamen Rinne aufgefangen und in Tonnen gesammelt. Bis der Nachbar plötzlich behauptete, Frieds entnahmen unbotmäßig viel Wasser zum Gießen. Er kettete die Deckel der Tonnen so zusammen, dass Frieds sie nicht mehr öffnen konnten. „Wir würden ihnen Wasser klauen, hieß es plötzlich. Dabei brauchen wir es doch gar nicht!“ Ein Affront für Gerhard Fried. Stufe 3 für den Konflikt?

Stufe 3: Taten statt Worte! Die Konfliktpartner erhöhen den Druck auf den jeweils anderen, um sich oder die eigene Meinung durchzusetzen. Sie reden nicht mehr miteinander. Das Mitgefühl für den anderen geht verloren, der Konflikt verschärft sich

Auf den ersten drei Stufen können Streitparteien die Spannungen noch konstruktiv wandeln. Gelingt das nicht, verstärken sie sich. Auf Stufe 4 werden Koalitionen geschmiedet, um die eigene Position zu stärken und die Gegenpartei zu bekämpfen. Die Aktionen werden rabiat. Wie im Falle Frieds.

Vielleicht passte es dem Nachbarn nicht, dass Gerhard Fried einen eigenen Wasserablauf an sein Duschhäuschen baute. Ohne Ankündigung schnitt er eines Tages Triebe voll kleiner, noch matt-grüner Trauben von Frieds Weinrebe ab, die Irene Fried ein paar Wochen später in der Küchennische ihrer Laube zu Saft gepresst hätte. Sie hätten auf sein Grundstück hinübergeragt, begründete er. „Dabei stimmte das doch gar nicht!“ Gerhard Fried hebt seinen langen Arm, winkt ab. Enttäuschung und Fassungslosigkeit schwingen mit in der Bewegung. „Ach, lassen wir das...“ Er, ▶

*Namen von der Redaktion geändert.

- 
- 1
VERHÄRTUNG
 - 2
POLARISATION
UND DEBATTE
 - 3
TATEN STATT WORTE!
 - 4
KOALITIONEN
 - 5
GESICHTSVERLUST
 - 6
DROHSTRATEGIEN
 - 7
BEGRENZTE VERNICHTUNGSSCHLÄGE
 - 8
ZERSPLITTERUNG
 - 9
GEMEINSAM IN DEN ABGRUND

Die Thuja in Frieds Garten war der Stein des Anstoßes. Der Nachbar wollte sie plötzlich weg haben. Doch dabei blieb es nicht. Nach welchen Mechanismen sich ein Streit weiterentwickelt, zeigt das Eskalationsmodell von Friedrich Glasl.



Fachwerkgraus: Adelheid Fuchs und ihr Ehemann hatten von Anfang an Probleme mit der Dorfgemeinschaft in ihrer Ortschaft. Sechsmal musste Adelheid Fuchs den Schiedsmann bemühen.



Nichts als Ärger mit der Parzelle 14 in der Kleingartenanlage „Am Tannachwäldle“ in Sonthofen. Nach einem Rechtsstreit will das Ehepaar Bader die Laube nicht mehr.



Manchmal muss Schiedsman Bodo Winter sich das Lachen verkneifen.
Aber er weiß: Für seine Klienten ist der Streit bitterer Ernst.

der gelernte Mechaniker, der noch für alles in seinem Garten eine Lösung fand: Am Problem mit dem Nebenmann hatte er nicht schrauben können.

Stufe 5: Gesichtsverlust. Durch alle möglichen Unterstellungen soll der Gegner in seiner Identität vernichtet werden. Vertrauen und moralische Glaubwürdigkeit sind verloren

„Heute grüßen wir uns nicht einmal mehr.“ Irene Fried, die gepflegte Mitsiebzigerin, senkt Stimme und Blick, streicht mit einer geübten Wischbewegung eine imaginäre Falte aus der Tischdecke, als wollte sie wenigstens hier für Ordnung sorgen. Ihr Mann zieht die Schultern hoch und schüttelt den Kopf. Was soll man schon sagen. Der 87-Jährige hat sich mit der Situation abgefunden. Er ist froh, dass momentan Ruhe ist. Friedliche Nachbarschaft fühlt sich anders an.

Ab Stufe vier muss ein Außenstehender vermitteln, um zu deeskalieren. Vielleicht hätte jemand wie Bodo Winter Frieds helfen können. Winter, 62, gut gebräunt, geföhntes Haar, blütenweißes Hemd unter eng geschnittenem Sakko, widmet seine Zeit und Energie den Streitigkeiten anderer Menschen. Seit 14 Jahren ist er ehrenamtlicher Schiedsman der hessischen Kleinstadt Büdingen im Nordosten Frankfurts. Alleine dort schlichtet er rund 40 Auseinandersetzungen im Jahr, 80 Prozent davon zwischen Nachbarn. Er sagt: Bei Konflikten zwischen Nachbarn spielen sich existentielle Dinge ab. Auch wenn sie auf Außenstehende häufig lächerlich wirken.

Schlichtungen sollen die Amtsgerichte vor Klagefluten bewahren. In vielen Bundesländern außer Bayern, Baden-Württemberg, Bremen und Hamburg sind Schiedsämter ihnen deshalb vorgeschaltet. Der Gang zum Schiedsamt ist in einigen Bundesländern sogar obligatorisch, bevor Nachbarn überhaupt gegeneinander vor Gericht klagen dürfen. In Strafsachen wie einfacher Körperverletzung, Beleidigung, übler Nachrede oder Verletzung des Briefgeheimnisses ist die Vorschaltung des Schiedsamtes in allen Bundesländern obligatorisch. Beschlüsse, die Winter fasst, haben 30 Jahre lang Rechtskraft.

Ein Saal im Büdinger Rathaus ist Winters Arbeitsplatz. Mit seinen U-förmig angeordneten Tischen und hellen Stofflamellen vor der Fensterfront sieht er aus wie eine Mischung aus Amtsstube und christlicher Kindertagesstätte.

„Manche Leute setzen sich hier rein und setzen sich an zwei entgegengesetzte Enden des Raumes.“ Die muss Bodo Winter zuerst an einen Tisch bringen. Meist stellt er dann fest: Der angebliche Grund des Streits ist mehr dessen Symptom als Ursache. „Es stört etwas ganz anderes, das nicht ausgesprochen wird, weil es nicht greifbar, vielleicht unangenehm ist.“ Oder gar nicht bewusst. Da wäre zum Beispiel der Klassiker, die Hecke zum Nachbargrundstück, die plötzlich weg soll. Was stört Sie an der Hecke, fragt Winter seine Kundschaft. Die ist zu hoch, lautet vielleicht die Antwort. Er fragt zurück: Bedrückt Sie die Hecke, oder nervt Sie ihr

Schatten? Nein. Aber da könne ja jeder drüberkucken. „Aha!“ Winter hebt den Zeigefinger. „Darum geht es eigentlich!“

Weil der Nachbar hinter der hohen Hecke nicht zu sehen ist, könne er unbemerkt in den Garten spähen. Jetzt darf Winter das eigentliche Problem nicht sofort ansprechen, „sonst macht der zu.“ Besser ein bisschen fraternisieren, sagen: „Das würde mich auch stören, wenn ich mir vorstelle, dass da jeder drüberkucken kann.“ Der eine sei angetan, denke: Der kennt mein Problem, der versteht mich. Winter muss jedoch auch der anderen Partei das Gefühl geben, auf ihrer Seite zu sein. Indem er sagt: „So eine schöne Hecke, das verstehe ich, die will man nicht einfach wegschneiden.“

Winter will, dass die Streithähne eine gemeinsame Lösung finden, ihnen vermitteln: Wenn sie dazu in der Lage sind, sind sie viel stärker. Nachgeben, ohne sein Gesicht zu verlieren. Den anderen sehen, wie er nachgibt. Man fühle dann richtig, wie die Leute anfangen, sich zu lösen. Das sei ein fundamentaler Prozess, zu sagen: „Wir müssen uns nicht mehr streiten. Wir müssen uns nicht mehr ärgern. Ich muss nicht mehr in deiner Einfahrt parken.“ Befreiung! Eine Lösung könne auch eine Entschuldigung sein. „Wissen Sie, wie schwer das ist, sich zu entschuldigen?“ Winter beugt sich vor, reißt die Augen auf: „Manche haben Tränen in den Augen!“

80 Prozent seiner Streitfälle kann Winter lösen. Er betont das gerne, schließlich liegt die bundesweite Erfolgsquote von Schlichtungen bei rund 50 Prozent. Dass er manchmal am liebsten lachen würde, muss er sich verkneifen. Denn wenn auch der Anlass einer Auseinandersetzung bisweilen lächerlich wirkt: Für seine Kundschaft ist sie purer Ernst. Deshalb muss er folgendes vermitteln: „Ihr lebt vielleicht noch 50 Jahre nebeneinander, eure Kinder vielleicht auch. Es ist ganz wichtig, dass ihr euch wieder zusammenrauft!“

Winter hatte schon schwere Fälle. Einer davon ist Adelheid Fuchs aus dem kleinen Dorf Michelau. Jung, erfolgreich, begehrenswert sei sie gewesen, als sie 1979 aus Frankfurt in die hessische Provinz kam. Zum Beweis blättert Fuchs auf dem Holztisch ihrer Stube vergilbte Brigitte-Ausgaben auf, zeigt Porträts von sich unter der Überschrift „Das schöne Gesicht“. Nicht nur als Model habe sie Erfolg gehabt, auch im Marketing, sie habe zudem den ersten Ökoladen Frankfurts eröffnet, „grüner Laden“ hieß der damals noch. „Wäre Natur eine Droge, wäre ich süchtig“, schwärmt sie. Deshalb hatte sie sich in Michelau ein Fachwerkhäuschen aus dem späten 19. Jahrhundert gekauft; für Dorfbewohner eine Ruine, für Fuchs ein Rohdiamant, den es zu schleifen galt.

All ihr Geld steckte sie seither in die Restaurierung des Hauses. Die Dorfbewohner, die traditionelle Sprossenfenster lieber durch Kunststoffrahmen ersetzen, als sie zu renovieren, hätten für Menschen von ihrem Schlag kein Verständnis gehabt. In Michelau, wo eine Handvoll Familien an der Landkreisgrenze Büdingens wohnt und die Kreisstraße 221 einfach aufhört, schien die Frau aus der Großstadt ein Paradiesvogel, zu ▶



HÖCHSTE STUFE:
GEMEINSAM
IN DEN ABGRUND,
SCHLIMMER
GEHT'S NICHT

Im Schrebergarten muss alles seine Ordnung haben. Werden Regeln nicht eingehalten, sieht der Nachbar rot.



Grüne Wiesen, sanfte Hügel, kleine Dörfer wie hinein gestreut: Das Panorama der Allgäuer Alpen sieht so friedlich aus. Aber weiß man, wer der Nachbar ist?

exaltiert, ein Fremdkörper. Der störte. Die Dorfgemeinschaft stieß sie ab.

„Ich erlebte hier den blanken Horror.“ Von Anfang an hätten die Nachbarn Fuchs gemobbt. Die Leute hätten Gerüchte über sie verbreitet, sie könne sich das Haus nur leisten, weil sie ein Bordell in Frankfurt betreibe. Es dauerte lange, bis Fuchs auf die Idee kam, eine Schlichtung könne ihr helfen. Sechsmal war sie bei Bodo Winter, unter anderem wegen Lärmbelästigung. Insgesamt sei es um Kleinigkeiten gegangen. Aber Schlichtungen hätten ihr im Ort zumindest so etwas wie Respekt verschafft, sagt Fuchs. „Ohne die Schlichtungen hätte ich mich umgebracht.“

In einem anonymen Schreiben erklärte der „Ältestenrat“ der „Michelauer Bürger“ Fuchs und ihren Mann eines Tages zu „unerwünschten Personen“ im Ort. Das Ehepaar hätte die Nachbarn nur schikaniert und für Unruhe gesorgt. „Was fällt euch überhaupt ein, als zugezogene Städter unsere Dorfbewohner maßregeln zu müssen.“ Der Brief sei die letzte Warnung. „Solltet Ihr noch einmal einen Bewohner unseres Dorfes anzeigen, drohen, beschimpfen, beleidigen oder schikanieren“, werde man Maßnahmen einleiten. „Und die werden ohne Richter stattfinden.“ Mit dem Drohbrief konnte Schiedsmann Winter den Fuchsens nicht helfen. Das war ein Fall für die Polizei.

Stufe 6: Drohstrategien. Drohungen sollen die eigene Macht veranschaulichen. Die Konfliktparteien versuchen, die Situation absolut zu kontrollieren. Man droht mit einer Forderung, die durch eine Sanktion verschärft und durch das Sanktionspotenzial untermauert wird

Sonthofen, Landkreis Oberallgäu. In Bayern gibt es keine außergerichtliche Einigung beim Schiedsamt. Wenn Nachbarn sich streiten, müssen sie sich selbst einigen oder gleich vor Gericht ziehen. Kuriose Fälle werden da verhandelt. Zum Beispiel der von Sabine Bader.

Ende 2011 bekam sie zum ersten Mal Post vom Anwalt. Es ging um ihren Schrebergarten. Genauer gesagt darum, ob Bader ihre Parzelle Nummer 14 in der Anlage „Am Tannachwäldle“ gemäß Bundeskleingartengesetz „kleingärtnerisch“ nutzte. Ob sie also auf mindestens einem Drittel der Fläche Obst, Gemüse und andere Früchte für den Eigenbedarf anbaute. Der Vorstand ihres Vereins, gleichzeitig auch Baders mittelbarer Gartennachbar, meinte: nein. „Durch das Einbringen von Granitsteinen und das Anlegen von Wegen und Zierbeeten“ habe Bader ihre Parzelle „zu einem überwiegend der Erholung dienenden Garten umgestaltet“, hieß es in dem Schreiben, in dem auch darauf verwiesen wurde, dass der vertretene Verein über eine Rechtsschutzversicherung verfüge.

Als das Schreiben vom Anwalt kam, sagt Bader, seien sie und ihr Mann Bernhard aus allen Wolken gefallen. Vorstand Klaus Kern persönlich habe ihnen beim Einbringen der Steine doch geholfen. Kern wiederum meint, er habe den Anwalt nur als Reaktion eingeschaltet. Es habe Beanstandungen in Baders Garten gegeben, sie hätten eine „juristische Erläuterung“ dafür gefordert. Die hätte er nicht liefern können.

„Jeden Samstag“, sagt Sabine Bader, blond gewellte Haare, scheuer Blick aus großen Augen, „habe ich gezittert, wenn ich den Briefkasten aufgemacht habe.“ Immer samstags seien neue Schreiben vom Anwalt gekommen. Erst nach zwei Jahren Rechtsstreit beendete das Amtsgericht Sonthofen das Verfahren zu Gunsten Baders. Das Gutachten einer „öffentlich bestellten und vereidigten Sachverständigen für das Kleingartenwesen“ bestätigte: Mit unter anderem „3,75 Quadratmeter Feldsalat, Erbsen, Schnittlauch, 2,56 Quadratmeter Salat, Kresse, Löffelkraut, 3,68 Quadratmeter Sellerie, Mangold, Rhabarber“, insgesamt 18,32 Quadratmetern einjährigem Gemüse, außerdem Erdbeer- und Kräuterbeeten und einem Gewächshaus mit Tomaten-, Gurken- und Paprikapflanzen sei die erforderliche kleingärtnerische Nutzung ausreichend nachgewiesen.

„Soll halt ein Anwalt kommen. Für was zahle ich denn in die Rechtsschutzversicherung ein?“ Auf diese Einstellung traf Sozialpsychologin Volker Linneweber bei seinen Untersuchungen häufig. „Die Leute haben das Streiten verlernt. Und sie haben gelernt, streiten zu lassen.“ Denn mit Unrecht scheint es wie mit einer Geschlechtskrankheit: Niemand gibt gerne zu, es zu haben. Jeder will Recht haben, Recht bekommen. Wenn nötig vor Gericht. Doch Urteile sorgen nicht zwangsläufig für Gerechtigkeit. Der Verurteilte fühlt sich gedemütigt, sinnt im schlimmsten Fall nach Rache. Rechtsfriede ist dann nicht mehr als ein schöner Gedanke, der sich wie Rauch in Luft auflöst.

Steigern sich Konflikte auf Stufe 7, „Begrenzte Vernichtungsschläge“, oder Stufe 8, „Zersplitterung“, wird eigener Schaden in Kauf genommen, wenn nur der Schaden des anderen größer ist. Oberstes Ziel ist dann der Zusammenbruch des feindlichen Systems. Lebenswichtige Funktionen werden attackiert bis zur physisch-materiellen, seelisch-sozialen oder geistigen Zerstörung. Außergerichtliche Einigung würde jetzt nicht mehr helfen. Nur noch Eingriffe von oben. Wenn es die nicht gibt, kommt es zu Selbstjustiz. Nicht selten mit tödlichem Ausgang.

Horsten, Niedersachsen, März 2014: Ein 86-jähriger Rentner bindet mehrere gefüllte Benzinkanister an sein Auto, gibt Vollgas, durchbricht mit dem Wagen den Gartenzaun seiner Nachbarn und rast in die Garage unter deren Wohnhaus.

Wilflingen, Baden-Württemberg, Juli 2013: Ein Mann holt seine Pistole aus dem Safe, geht auf den Balkon und erschießt mit neun Schüssen seinen Nachbarn, der gerade den Garten umgräbt, vor den Augen der Ehefrau.

Berg, Bayern, Januar 2013: Ein 79-jähriger wirft eine Mülltonne nach seinem 80-jährigen Nachbarn. Der erleidet einen tödlichen Herzinfarkt.

Stufe 9: Gemeinsam in den Abgrund. Kein Weg mehr zurück! Vernichtung auch zum Preis der Selbstvernichtung. Lust am gemeinsamen Untergang bis hin zur totalen Konfrontation

Alarmstufe Rot, absolute Lose-Lose-Situation. Mehr geht nicht. ■



TRÄNEN IM GEWÄCHSHAUS

Engländer lieben Schrebergärten. Und das Drama von Castingshows. Also haben sie sich „The Big Allotment Challenge“ ausgedacht, ein Wettbewerb unter Kleingärtnern. Alex Lomax und Ed Bond haben das erste Wettgärtner gewonnen



Gentlemen mit Flowerpower. Alex Lomax (links) und Ed Bond haben „The Big Allotment Challenge“, die erste Castingsendung aus einem englischen Schrebergarten, gewonnen.

Ein echter Brite hat im Grunde genau zwei Möglichkeiten, seine Freizeit zu verbringen. Entweder er setzt sich in den Pub und trinkt seine Pints. Oder er geht in seinen Garten, um Gemüse anzubauen. Etwa 350 000 Schrebergärten gibt es auf der Insel. Seit Jamie Oliver das Kochen mit Zutaten aus dem eigenen Garten populär gemacht hat, werden die Wartelisten der „National Allotment Society“ immer länger. Der moderne Brite duldet mittlerweile sogar Kinder in seinem Schrebergarten, vor einer Generation undenkbar. Selbst die Royals machen mit beim Selbstversorgerboom. Die Queen ließ sich vor ein paar Jahren einen kleinen Gemüsegarten im Buckingham Palace anlegen.

Weil Engländer aber auch das menschliche Drama von Castingshows lieben, haben sie sich „The Big Allotment Challenge“ ausgedacht. In der Kulisse eines künstlich angelegten Schrebergartens treten Zweier-Teams gegeneinander an. Eine Jury prämiert die wohlgeformtesten Karotten, kreativsten Blumengestecke oder den bestechendsten Geschmack selbstgemachter Chutneys. Jede Woche fliegt eines der Zweiertteams aus der Show, die weitgehend auf

die sonst im englischen Fernsehen verbreitete Häme verzichtet.

Alex Lomax, 68, und Ed Bond, 37, haben das erste TV-Wettgärtner gewonnen, das im Frühling bei der BBC vor einem Millionenpublikum ausgestrahlt wurde. Wie fühlt sich das an, eine Talentshow zu gewinnen, Ed Bond? „Wie der Gewinn der Weltmeisterschaft. Ich habe in meinem Leben nie etwas gewonnen.“ Alex und Ed sind passionierte Schrebergärtner. Ihren Erfolg planten sie minutiös, lasen Bücher, lernten Blumenbinden, probierten seltene Kochrezepte aus. Vor der viermonatigen Anbauphase, in der die Sendung aufgezeichnet wurde, hatte sich Pensionär Alex extra 1000 Angelwürmer aus Nordengland besorgt, um den Boden aufzulockern. Die anderen Teams staunten nicht schlecht. Dabei standen Ed und Alex mindestens so unter Druck wie ein jugendlicher Fast-Superstar vor dem Scharfrichter Dieter Bohlen: „Meine Mutter sagte, dass ich beleidigt geguckt habe wie ein Fünfjähriger, als die Jury unser Rote-Bete-Ketchup für zu salzig befand“, sagt Ed. Heute kann er darüber lachen.

Einmal heulte das Duo heimlich im Gewächshaus, nachdem es in der zweiten Folge

befürchten musste, aussortiert zu werden wie faulige Kartoffeln. Vielleicht jubelte Ed nach der Prämierung ihrer Sonnenblumen deshalb so ekstatisch, als hätte sein Lieblingsverein gerade das entscheidende Tor geschossen. Dabei mag Ed Fußball nicht einmal. Er wollte einfach unbedingt gewinnen. Am Morgen der entscheidenden Sendung fiel er vor Aufregung im Badezimmer in Ohnmacht und verbrachte die Aufzeichnung im Feldbett, wenn er nicht gerade vor die Kamera musste. Der Druck war für Ed Bond einfach zu groß.

Groß verändert hat sich ihr Leben durch die 15 Minuten Ruhm nicht. Ed hat sich die Trophäe, eine Gießkanne aus Bronze, auf den Kamin im heimischen Westbourne gestellt und tritt gelegentlich in seiner Heimat bei Kochvorführungen auf. Der Gentleman Alex geht weiterhin lieber in seinen steinigen Schrebergarten als in den Pub. Beim Gartenwettbewerb von Salisbury hat er gerade den ersten Preis für seine Monster-Karotten gewonnen, die fast einen halben Meter lang wuchsen. „Und da“, sagt Alex, „war die Jury noch strenger als im Fernsehen.“

CHRISTOPH FRANZ DORNER



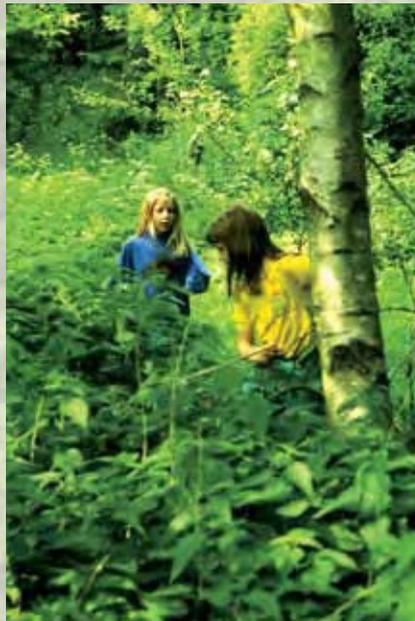
LIEBESERKLÄRUNG AN EINEN GARTEN

Ich weiß nicht mehr genau, warum meine Schwester und ich zwei Nägel in die große Birke schlugen, die hinten in unserem Garten stand. Vielleicht, weil unsere Mutter behauptete, Bäume wären Lebewesen, die fühlen wie Mensch und Tier. Wir glaubten ihr nicht. Die Birke gab keinen Mucks von sich. Ein ungutes Gefühl beschlich uns trotzdem. Am nächsten Tag besuchten wir sie, um zu sehen, wie es ihr ging. Eine rötliche Flüssigkeit war aus der Rinde getreten und den Stamm heruntergelaufen. Der Baum blutete! Wir rannten ins Haus, um Zange und Pflaster zu holen. Die Tage drauf wechselten wir täglich den Verband.

Ich bin am Stadtrand von Hamburg aufgewachsen, in einem Wohngebiet mit Häuserfassaden aus Waschbeton, Kacheln und Glasbausteinen. Heute würde ich dort eingehen, damals bin ich aufgeblüht – wegen unseres Gartens. Er war groß, vor allem aber war er wild und hatte immer für mich Zeit. Ich lernte Weisheiten fürs Leben und konnte verbotene Dinge ausprobieren.

Für mich war er riesig. Am Ende des Rasens standen Tannen, Quitten- und Apfelbäume. Hinter den Haselsträuchern und im Gebüsch konnten mich meine Eltern meist nicht sehen, aber der Garten war ein Schutzraum – frei von gefährlichen Autos und bösen Onkels. Ich spielte, bis es dunkel war oder meine Mutter „Abendbrot“ in den Garten rief. Nach dem Essen ging ich wieder raus, spielen.

Im Garten gab es immer etwas zu tun. Ich sammelte Kiefernzapfen und stellte mir vor, es seien Hühnereier. Ich verkaufte sie an unsere Nachbarin und meine Mutter. Ein Eimer brachte eine Spielgeld-Mark, bar auf die Kralle. Als ich ein bisschen größer war, kletterte ich auf Bäume. Manchmal saß ich lange auf dem untersten Ast und wusste nicht, wie ich zurück auf die Erde kommen sollte, die plötzlich so weit weg schien. Wenn ich meine Mutter dann



Die Birke gab keinen Mucks von sich, als wir zwei Nägel in sie hinein schlugen.

rief, sagte sie: „Wer alleine rauf kommt, kommt auch alleine runter.“

Auf der linken Seite in unserem Garten gab es einen Swimmingpool. Das Wasser war braun, weil meine Eltern ihn nicht chlorten. Frösche legten ihren Laich dort ab. Jedes Frühjahr beobachtete ich, wie aus den glibberigen, durchsichtigen Eiern mit dem schwarzen Punkt Kaulquappen schlüpften, denen erst Hinterbeine und dann Vorderbeine wuchsen. Als wir im Kindergarten Frösche beobachteten, wusste ich, was die anderen Kinder noch nicht wussten. Für ein paar Tage wurde ich bewundert. Drei Jungs kamen sogar zu mir nach Hause, weil sie sehen wollten, wie ich einen Frosch küsse.

Ich beneidete Frösche, weil niemand ihnen sagte, sie müssten aus dem Wasser kommen, um sich aufzuwärmen. Nie liefen ihre Lippen blau an, so wie bei mir. Aber noch toller als Frösche fand ich Wasserläufer. Ich konnte ihnen ewig zusehen, wie sie mühelos übers Wasser gleiteten. Es war Herbst und ich war sieben, als ich beschloss, dass ich lange genug kein Wasserläufer gewesen war. Ich stieg mit Schuhen – fürs Barfußlaufen war es zu kalt – vorsichtig auf die Wasseroberfläche. Das eisige Wasser verschlang mich samt Jeans und Parker. Der Wille allein reicht nicht, erkannte ich. Nur mit Mühe zog ich mich in meinen nassen Sachen die rettende Leiter hinauf.

Später verabredete ich mich mit meiner Schulfreundin mehrmals pro Woche, um Lagerfeuer zu machen. Das durften meine Eltern natürlich nicht wissen. Damit unsere Sachen nicht nach Rauch rochen, legten wir uns eine Feuermontur zu. Wir kochten Tee in einem Kessel, unterhielten uns über Jungs. Meine Freundin schlug vor, Gras zu rauchen. „Das machen Menschen so, die schon fast erwachsen sind“, sagte sie. „Das ist cool und außerdem muss man davon lachen.“ Gras war genug da. Es stand oft kniehoch, bevor es gemäht wurde. Was am Grasrauchen allerdings so toll sein sollte, konnten wir nicht nachvollziehen. Wir bekamen Hustenanfälle und lachten auch nicht mehr als sonst. Nach zwei Versuchen gaben wir es wieder auf.

Als ich zwölf war, zogen wir in eine andere Stadt. In unserem neuen Garten blieb nichts geheim. Er war klein und aufgeräumt; meine Eltern konnten alles sehen. Ich freundete mich nie besonders mit ihm an. Mich lockte die Natur außerhalb des Zauns und sie lockt mich noch heute. Ohne den Garten meiner Kindheit würde ich mich dort vielleicht nicht so zuhause fühlen.

KATHARINA MÜLLER-GÜLDEMEISTER ■



Verbrechen

SCHACHT, SCHNAPS UND EINE AXT

DDR, 1989: Gerhard verdient gutes Geld in 200 Meter Tiefe, Renate arbeitet im Büro des Bergwerks. Sie sind verheiratet, haben drei Kinder. Doch dann wird der Schacht geschlossen. Beide verlieren ihre Jobs. Die Folgen: Geldsorgen, Alkohol und ein blutiges Ende

Text Andres Eberhard
Fotos Tobias Kappel





Bergleute hatten ihre speziellen Kneipen und der sogenannte Schachtschnaps, den sie zusätzlich zum Lohn erhielten, war Handelsware für Tauschgeschäfte. Vor allem aber tranken sie ihn selbst.

Der Garten, in dem die Leichenteile gefunden wurden, liegt ganz hinten. Nummer 97 ist die Parzelle am Ende des siebten und letzten Weges. Für Besucher von außen ist sie nicht einzusehen. Verschlossene Eisentüren und eine eineinhalb Meter hohe Hecke versperren Zugang und Sicht; ein guter Ort um Dinge zu tun, die niemand bemerken soll.

„Bergfrieden“ heißt die Schrebergartenanlage am Rand der Kleinstadt Sangerhausen in Sachsen-Anhalt. Die Kleingärtner sehen im Norden die Kupferhalde „Hohe Linde“ am Stadtrand. Drehen sie sich um, blicken sie auf den Eingang zum „Rosarium“, der größten Rosensammlung Europas. Im Sommer hören sie die Grillen zirpen und die Kinder vom nahen Freibad johlen. Sangerhausen ist die „Rosenstadt“.

Am Dienstag, 3. September 2013 gruben Polizisten den Garten Nummer 97 um und fanden acht Plastiksäcke in einer Fäkalgrube.

Im „Mordgarten“, wie er in der Stadt heute genannt wird, steht ein weißes Häuschen mit braunem Giebeldach und zugezogenen Vorhängen. Im Garten befinden sich eine rostige Hollywood-Schaukel und ein Tischchen mit vier angelehnten Plastikstühlen. Offenbar hackt und schaufelt an dem Ort, wo vier Jahre lang eine Leiche lag, jemand Neues: „Der ist schon vergeben!“, ruft die Frau von der Nachbarsparzelle.

Der Garten auf der anderen Seite des Weges mit dem maroden Gewächshäuschen, der schiefen Leiter und dem auffallend schönen Rosenstrauch, der sei noch zu haben, sagt die Nachbarin. Um die Rosen habe sie sich in der Zwischenzeit gekümmert. In diesem Garten, Parzelle Nummer 99, lagen drei weitere Säcke mit verwesenen, menschlichen Überresten.

„Ein wunderbarer Mensch“ sei ihre Nachbarin gewesen, sagt die Frau am Gartenzaun, „immer hilfsbereit und nett.“ Sie habe Freunden oft Bohnen oder anderes Gemüse aus dem eigenen Garten geschenkt. Ihren Mann kannte sie kaum. Der habe eben viel getrunken.

Die Geschichte von Renate und Gerhard* beginnt im Mai 1984. Alte Fotos zeigen Renate rundlich, mit Pausbacken und dunkelbraunem Pferdeschwanz. Gerhard wiegt 120 Kilogramm, hat breite Schultern und ein hervorstehendes Kinn. Als sie sich kennen lernten, hatten beide bereits eine Ehe hinter sich. Beide hatten Kinder.

Renates erster Mann hatte viele Affären, doch das störte sie nicht. Erst als er nach elf Jahren Ehe mit einer anderen Frau zusammenleben wollte, ließen sie sich scheiden.

Gerhard hatte schon in seiner ersten Ehe viel getrunken. Seine Frau reichete die Scheidung ein, nachdem Gerhard sie geschlagen und mit einem Messer bedroht hatte. Den Kontakt zu seinen Kindern brach er daraufhin ab.

Renate wusste davon nichts. Als sie vier Monate zusammen waren, heiratete das Paar im September 1984. Gerhard zog zu Renate nach Rottleberode. Ein Jahr später kam ihr erster gemeinsamer Sohn Daniel zur Welt. In den nächsten Jahren folgten zwei Töchter: Nicole und Sandra.

Rottleberode, ein Dorf im Südharz mit 1000 Einwohnern, wurde für Renate und Gerhard zur gemeinsamen Heimat. Ein verschlafener Ort mit einem Schlossteich, einem Gipswerk und einigen „Fremdzimmern“ für die Wandertouristen, die im Sommer kommen.

In der Schrebergartenanlage „Am Stolberg“ pachteten Gerhard und Renate eine Parzelle. Später zogen sie in die neu gebaute Wohnsiedlung „Domäne“ um, die nur 150 Meter entfernt lag. Die hufeisenförmige Siedlung besteht aus einem jahrhundertealten Herrenhaus aus Backsteinen sowie neueren Betonbauten mit Wohnungen und Gewerbe. Gerhard und Renate wohnten in einem der modernen Häuser über einer Ladenfläche. Aus zwei runden Fenstern sahen sie direkt auf die Kirche gegenüber.

Gerhard arbeitete nördlich von Rottleberode unter Tage. Die Bergmänner holten aus bis zu 300 Metern Tiefe Fluss- und Schwerspat an die Oberfläche. Diese Fluorchemikalien brauchten die Sowjets zur Aluminiumherstellung; aber auch zur Verarbeitung von Uran.

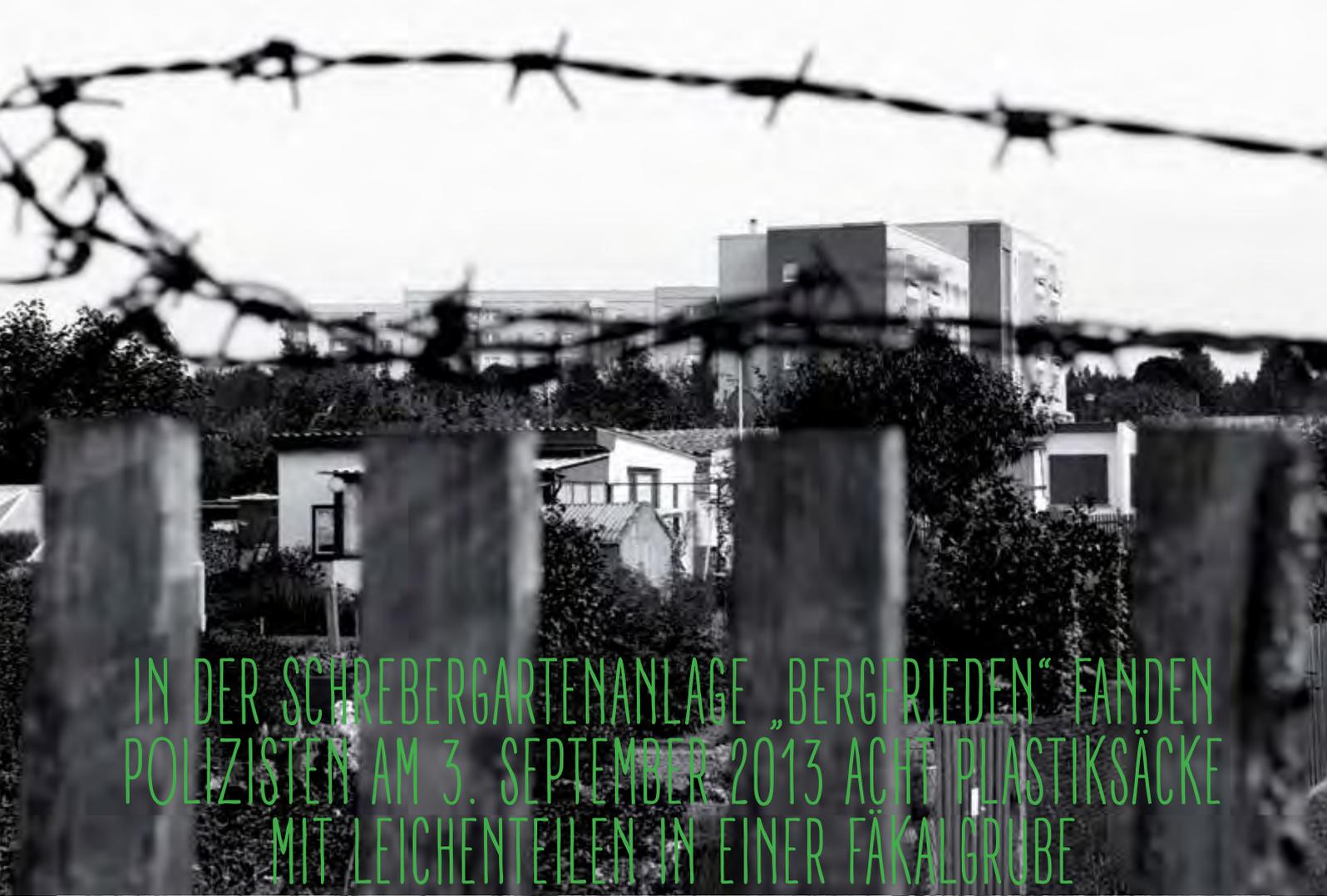
Männer wie Gerhard waren angesehene Leute, für diesen Ruf sorgte der Arbeiter- und Bauernstaat. „Bergmann, wer ist mehr?“, hatte der ehemalige DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl rhetorisch gefragt. Für die Arbeiter wurden in den Städten Wohnbau-Siedlungen aus dem Boden gestampft, daneben entstanden Schrebergartenanlagen, zur Selbstversorgung und zur Erholung nach der Schicht. Die Männer verdienten gut: Rund 1400 Mark im Monat gab es für die, die in den Schacht stiegen. Und wer 25 Jahre im Bergbau, davon 15 unter Tage gearbeitet hatte, hatte Anspruch auf die „Schachtrente“. Viele schafften das nicht.

Die Arbeit war hart, die Gänge dunkel, feucht und eng, der Lärm der schweren Maschinen ohrenbetäubend, es roch nach Diesel. Bei manchen versagte die Lunge von der schlechten Luft, andere hatten es mit dem Rücken. Auch Gerhard litt. Doch er hielt durch, 25 Jahre für die volle Rente.

Gegen die Beschwerden half der Alkohol. Zusätzlich zum Lohn erhielten die Männer jeden Monat Gutscheine für bis zu sechs Liter Schnaps, die sie in einer nahen Brennerei einlösen konnten. Der Alkohol war die Handelsware der Bergleute. Doch die wenigsten tauschten ihn, sondern brauchten ihn für sich. Sie putzten damit Fenster und Autos. Vor allem aber tranken sie ihn.

Auch Renate hatte in der DDR eine ganz ansehnliche Karriere gemacht. Nach einer abgebrochenen Lehre als Friseurin hatte sie sich zur Wirtschaftskauffrau ausbilden lassen. In der Folge arbeitete sie bei der ▶

*Namen von der Redaktion geändert.



IN DER SCHREBERGARTENANLAGE „BERGFRIEDEN“ FANDEN
POLIZISTEN AM 3. SEPTEMBER 2013 ACHT PLASTIKSÄCKE
MIT LEICHENTEILEN IN EINER FÄKALGRUBE



Der „Mordgarten“ ist schon wieder
vergeben. Während er leer stand, hat sich
eine Nachbarin um die Rosen gekümmert.



Die Plattenbausiedlung Othaler Weg war die Vorzeigegegend der Stadt, als sie in den achtziger Jahre für die zuziehenden Bergleute gebaut wurde. Heute gilt das Gebiet als verrufen. Es werde geklaut, gepöbel, gesoffen, heisst es.



Der Schrebergarten in Rottleberode war Gerhard Oase.
„Den hielt er immer im Schuss“, sagt sein ehemaliger Nachbar.

Staatsbank, der FDJ-Kreisleitung und als Betriebsprüferin. In einem Unternehmen für Pyrotechnik wurde sie zur Leiterin für Absatz und Beschaffung befördert. Seit 1986 arbeitete sie in Rottleberode im Büro des Bergbaubetriebs, für den auch Gerhard tätig war.

Der Bergbau hat im Landkreis Mansfeld-Südharz eine lange Tradition. Im historischen Mansfelder Land wurde schon ab dem zwölften, in Rottleberode ab dem 17. Jahrhundert abgebaut: Eisen, Buntmetalle, Gips und Flussspat. In der DDR erlebte der Bergbau einen neuen Boom.

Dann kam die Wende, und mit ihr bei den Bergleuten zuerst die Freude und die Hoffnung auf noch bessere Tage, das gute Gefühl „Wir werden Westen“. Dann die Ernüchterung. Ein Bergbaubetrieb nach dem anderen im Osten wurde abgewickelt. Zu marode die Anlagen, zu veraltet die Technik. Und kein Absatz mehr, weil die Sowjetunion auseinanderbrach.

1992 wurde auch der Schacht in Rottleberode aufgefüllt. Renate und Gerhard, ihre Kinder waren ein, drei und sieben Jahre alt, verloren ihre Jobs. Renate fand nie mehr eine feste Anstellung. Gerhard ließ sich zum Straßenbauer umschulen und verbrachte die restlichen Jahre bis zu seiner Rente als Leiharbeiter mal da, mal dort, auf dem Bau oder im örtlichen Gipswerk.

Die freien Tage, und davon gab es immer mehr, verbrachte Gerhard im Garten, wo er soff und werkelte. Auch wenn zwischen Wohnung und Garten bloß 150 Meter lagen, setzte er sich jeden Morgen in den alten, roten Volkswagen. „Weil er zu besoffen war, um zu Fuß zu gehen“, sagt ein ehemaliger Nachbar.

Studien zeigen: Geringe Mengen Alkohol sind gut für das Herz. Wer aber über fünf Jahre mehr als eine halbe Flasche Schnaps pro Tag trinkt, geht das Risiko ein, dass sein Herz versagt. Gerhard trank bis zu viermal so viel. Ärzte empfahlen ihm eine Bypass-Operation. Ein Chirurg öffnete seinen Brustkorb, entnahm eine Arterie und setzte sie am Herzen wieder ein. Als er nach gut einer Woche aus dem Krankenhaus kam, war sein Herz wieder gut durchblutet. Danach trank Gerhard weiter.

Mit dem Alter wurde Gerhard schwerhörig. „Das hat er vom Schacht“, sagt ein ehemaliger Kumpel. Renate empfahl ihm ein Hörgerät, doch ihr Rat interessierte ihn schon lange nicht mehr. Über 25 Jahre hatte er den Lärm der schweren Maschinen ertragen. Nun ertrug er eben die Konsequenzen, das war ihm lieber.

Er habe zuletzt nur noch rumgeschrien, sagen die Nachbarn. Mit anderen Gärtnern stritt er über zu hohe Hecken, mit Freunden stritt er, weil er beim Schach verloren hatte. Eine Zeit lang ballerte er mit einem 20 Jahre jüngeren Saufkollegen aus dem Dorf eine Kiste Bier pro Tag weg, bis er sich auch mit ihm zerstritt.

Renate trug Gerhard Schnaps, Bier und Zigaretten hinterher. Wenn

ihm was nicht passte, wurde er laut und grob. „Alte Schlampe, räum hier mal auf.“ Immer wieder schlug er sie, mit einer Tasse, mit einem Knüppel oder einem Bierglas. Die Veilchen und Platzwunden verdeckte Renate mit Schminke oder sie trug eine Sonnenbrille, so dass die Verletzungen niemandem auffielen.

Seine Kinder schlug Gerhard nie, er beschimpfte sie nur, häufig ohne Grund. Nachdem sie kurz nach der Jahrtausendwende ausgezogen waren, vermieden sie den Kontakt zu ihrem Vater. Sandra, die Jüngste, zog zur Ausbildung nach Norddeutschland. Nicole zog in eine eigene Wohnung in Sangerhausen. Einzig Sohn Daniel, der in der Bundeswehr im nahen Bad Frankenhausen diente, saß manchmal noch am Mittagstisch. Er verachtete seinen Vater.

Um den Haushalt kümmerte sich Renate. Auch das gemeinsame Giro-Konto verwaltete sie. Gerhard schnitt Hecken, reparierte das Häuschen oder saß einfach nur rum. Ab und zu schlief er auch im Schrebergarten. „Das war seine Oase, die hielt er immer im Schuss“, sagt ein ehemaliger Freund. In der DDR, als ein Kilo Gurken im Supermarkt noch sechs Mark kostete, ließ sich mit dem Gemüse aus dem Schrebergarten ein Leben finanzieren. Vorräte konnten an Sammelstellen gegen Geld eingetauscht werden. Doch nach der Wende war der Supermarkt zum übermächtigen Konkurrenten geworden.

Gerhard war egal, woher die Scheine kamen, er brauchte Schnaps und Gartenwerkzeug. Wenn Renate ihn auf Geldprobleme ansprach, fauchte er sie an, sie sei verschwenderisch und könne nicht mit Geld umgehen. Renate bekam Hartz IV, doch das reichte nicht. Sie suchte sich Arbeit, nicht einfach, nach 15 Jahren ohne feste Stelle. Für ein halbes Jahr konnte sie 2008 im Laden unter ihrer Wohnung aushelfen, zwei bis drei Stunden pro Tag, für 85 Euro im Monat, immer „zur vollsten Zufriedenheit“, sagt ihr Chef, ein Plüschtierhändler. Renate packte Teddybären und Kuschelhasen in Kartons und verschickte sie.

Außerdem pflegte sie eine Freundin, die nach einem Hirnschlag im Koma gelegen hatte. Die Frau war alleinstehend und auf Hilfe angewiesen, als sie aus dem Spital nach Hause kam. Für 200 Euro im Monat kochte Renate zwei Jahre lang Essen und wusch Kleider.

Heute lebt die Freundin alleine in ihrem kleinen Eckhaus an der Hauptstraße. „Ich hatte ihr vertraut“, seufzt sie. Es ist Sonntag, ZDF-Fernsehgarten, Schlagermusik, „Aber bitte mit Sahne“ und „Verdammt ich lieb dich“. Seit Renate weg ist, bringt ihr der Pflegedienst das Essen, erzählt sie, für 2 Euro 90 unter der Woche und für 3 Euro 50 am Wochenende, was günstig sei. Vor ihr liegt ein Schnipsel aus der Bild-Zeitung, aus der sie vom Drama erfahren hat: „Der Garten des Grauens“. Daneben ein persönliches Fotoalbum. Ein ►



Renate und Gerhard bei der Geburtstagsfeier einer Freundin.
Bevor sie einen Schnaps kippen, rufen sie: „Kopf zur Mitte, weg iss er.“

Bild zeigt Gerhard bei einem Fest. Er greift zur Schnapsflasche.

Die Frau, 71 Jahre alt, Seidenbluse, schwarz gefärbtes Haar, runde Brille, sagt, die Renate sei wohl kaufsüchtig gewesen, so viele Schulden, wie die überall hatten. Über Gerhard habe sie sich nicht beklagen können. Er habe Holz gesägt für sie, war ruhig, habe seine Versprechen immer gehalten und, vor allem, war er lustig. „Er hat mich immer wieder zum Lachen gebracht“, sagt sie und reicht eine Videokassette mit Aufnahmen von ihren Geburtstagsfeiern.

Viele von ihren Freunden lernten Renate und Gerhard im Garten kennen. Die Freundin mit dem Hirninfarkt war eine der besten. Sie vertraute den beiden so sehr, dass sie Renate ihre Bankkarte zum Geldholen gab. Nach etwa zwei Jahren stellte sie fest, dass Renate mehr Geld abgeboben hatte und die Kontoauszüge verschwinden ließ. Dann bemerkte sie: Eine Trauerkarte für eine Freundin mit 30 Euro kam nie an. Eine Bestellung beim Gartenhändler über 365 Euro war mit gefälschter Unterschrift gezeichnet worden. Insgesamt fehlten 3500 Euro.

Der Betrug war der eine, die Androhung zur Zwangsräumung ihrer Wohnung der andere Grund, warum Renate und Gerhard Ende 2008 Hals über Kopf aus Rottleberode flüchteten. Zwischen 4000 und 5000 Euro Mietschulden hatten sie angehäuft, hatten sich Geld von Freunden geliehen, und sie um Geld betrogen. Zurück ließen sie lediglich den alten, roten VW, ohne Nummernschild in der Tiefgarage. Renate und Gerhard gingen nicht weit, sie blieben im selben Landkreis, 30 Minuten Fahrt sind es lediglich von Rottleberode nach Sangerhausen, doch ihre früheren Freunde trafen sie nie wieder.

Sangerhausen, 30 000 Einwohner, Kupferschieferbergbau von 1199 bis 1990, Arbeitslosenquote 15 Prozent, ist nicht nur als „Rosenstadt“, sondern auch als „Hauptstadt der Arbeitslosen“ bekannt. Von der ehemaligen Industrie ist nicht viel übrig geblieben: Neben dem Bergbau haben nach der Wende auch Maschinenfabrik, Starkstromanlagenbauer und Bierbrauerei dichtgemacht. Größter Arbeitgeber ist heute die Fahrradfabrik Mifa. Die wurde eben erst vor der Insolvenz gerettet – dank eines indischen Investors.

Gerhard und Renate wohnten in einer Dreizimmerwohnung im Wohngebiet „Othaler Weg“, einer Plattenbausiedlung etwas außerhalb. Nicole, die ältere der beiden gemeinsamen Töchter, lebte ein paar Häuser weiter. Renate und Gerhard pachteten den Schrebergarten Nummer 97 im „Bergfrieden“.

Die Plattenbausiedlung mit 2200 Wohnungen war die Vorzeigegegend der Stadt, als sie kurz vor der Wende für die zuziehenden Bergleute gebaut wurde. Heute gilt sie in der Stadt als verrufene Gegend. Es wer-

de geklaut, gepöbelt, gesoffen, heißt es. „Fuck the Cops“, hat jemand an eine Betonmauer gesprayed, an einer Hauswand steht „Arschlöcher“. Viele Hartz IV-Empfänger wohnen hier und ehemalige Bergleute, sogenannte „Schachtrentner“ wie Gerhard.

Um den Ruf der Siedlung aufzubessern, wurde die Siedlung vor einigen Jahren in „Am Rosarium“ umbenannt, auf dass der Glanz der Rosenausstellung von nebenan abfärben möge. Sangerhausens Einwohner empfinden das als Hohn. Die Fassaden sind kahl, der Putz in den Treppenhäusern bröckelt ab. Aus einigen Fenstern hängen ein paar Deutschlandfahnen. Es sind die einzigen Farbtupfer.

Renate und Gerhard lebten nun von den 1200 Euro, die es für ihn pro Monat gab – der Lohn für 25 harte Jahre Arbeit unter der Erde. „Schachtrentner“ gelten in Sangerhausen als Leute, die ausgesorgt haben. „Wenn die mal weg sind, dann sieht’s hier düster aus“, sagt ein alt eingewohnter Sangerhäuser. Die rund 3000 Schachtrentner haben Kaufkraft, bringen die Wirtschaft voran. Die 9000 Arbeitslosen nicht.

Renate baute sich in der Siedlung ein neues Leben auf. Sie lernte Freunde kennen, sie arbeitete an der Grundschule, die zur Siedlung gehört, sie kaufte modische Kleider und ließ den Pferdeschwanz abschneiden. Sie lernte einen Mann kennen. Gerhard bekam das wohl nicht mit. Er verbrachte die Tage wie zuvor schon in Rottleberode: mit Schnaps im Schrebergarten. Zwei Flaschen à 0,7 Liter trank er jeden Tag, dazu rauchte er zwei Schachteln Zigaretten. Falls die eingekaufte Menge nicht reichte, forderte er Renate auf, ihm Nachschub zu bringen, was sie dann auch tat. Mehr Kontakt zur Familie wollte er nicht. Als die jüngste Tochter mit ihrem Freund und dem neu geborenen Enkel zu Besuch kam, sagte er, diesen „Quiekwanst“ wolle er in seiner Wohnung nicht haben.

Das Videoband der ehemaligen Freundin mit dem Hirnschlag zeigt ein Geburtstagsfest vor 17 Jahren. Zehn Menschen sitzen gedrängt um einen kleinen Wohnzimmertisch, darauf viele Schnaps- und Bierflaschen. Es ist eine wahre Sauforgie, auch Kinder sitzen mit am Tisch. Am Ende ist Gerhard sturzbetrunken, er schielt und lallt, hat dunkle Augenringe, die Uhr zeigt Viertel nach zwölf. Renate sitzt still und unscheinbar daneben. Immer, wenn die Kamera auf sie gerichtet ist, lacht sie hämisch, macht den Vogel über Gerhards Kopf oder spielt mit seinen Haaren. Die Gastgeberin verteilt den nächsten Kurzen. „Kopf zur Mitte“, rufen sie. „Weg iss er.“ Gerhard hat seinen Einsatz verpasst. „Der weiß ja gar nicht, wo hinhalten“, sagt Renate. Gerhard trinkt. „Wo das Schwänzchen hinhalten, das weiß ich dann wieder“. Um 0.21 Uhr küsst Gerhard Renate.

Auf dem Videoband ist noch eine zweite Aufnahme, sechs Jahre später.

OB SIE DEN TAG DER SILBERHOCHZEIT NOCH GEMEINSAM ERLEBTEN, WEISS MAN NICHT

Diesmal ist es ein Sechzigster, ein Abend auswärts mit Tanz, Gedichten und Einlagen der Gäste. Gerhard und Renate sitzen sich gegenüber, doch Gerhard unterhält sich praktisch nur mit seinem Kumpel schräg vis-a-vis. Renate sitzt mit verschränkten Armen da. Er trinkt Bier, sie Orangensaft. Kurz bevor sie gehen, steht er auf und nimmt ihre Hand, sie tanzen zu „Glory, Glory Hallelujah.“

Im September 2009 ist Renate 61 und Gerhard 65 Jahre alt. Sie sind nun genau 25 Jahre verheiratet. Ob sie den Tag der Silberhochzeit noch gemeinsam erlebten, weiß man nicht. Genauso wenig weiß man, ob sich das Tatgeschehen, wie es vor Gericht dargestellt wird, tatsächlich so zgetragen hat.

An einem dieser Tage kündigt Renate Gerhard an, sie wolle sich trennen. Zwei Tage lang spricht Gerhard nicht mit ihr. Dann steht er betrunken mit einer blauen Plastiktüte im Wohnzimmer. Renate fragt, ob er etwas zu essen wolle. Gerhard greift in die Tüte, zieht eine Spaltaxt heraus, geht auf Renate zu, hält die Axt über seinem Kopf wie zum Angriff, doch, alkoholisiert, wie er ist, stürzt er und fällt bäuchlings auf den Fußboden, die Axt auf den Teppich. Renate nimmt die Axt auf und schlägt ihm acht Mal von hinten auf den Kopf und in den Nacken. Dann geht sie mit ihrem Hund spazieren und beschließt zu schweigen.

Als sie zurück ist, teilt Renate in den nächsten drei Tagen Gerhards Leiche mit einer elektrischen Säge und, weil das nicht gut funktioniert, mit einem Cuttermesser in elf Teile. Sie packt sie in blaue Plastiksäcke, legt diese vorne in den Korb ihres Rades und fährt, am Abend, wenn es dunkel wird, den kurzen Weg durchs Wohngebiet zu ihrem Schrebergarten. Dort versteckt sie die Säcke, acht in der Fäkalgrube, drei weitere in einem Plastikfass. Als das Fass später gestohlen wird und die Säcke eines Morgens im Garten herumliegen, legt sie diese in eine Ecke des Gartenhäuschens und wirft eine Plastikplane drüber.

Ihre Kinder spielen mit den Enkeln im Garten.

Renate sagt ihren Kindern und Bekannten: Ihr Mann habe sie verlassen und sei zu seinem Bruder ins Erzgebirge gezogen. Sie fälscht seine Unterschrift und lässt sich seine Schachtrente auf ihr Konto überweisen – 52 800 Euro in vier Jahren.

Gerhards abgemeldeter, roter VW steht noch immer in der Tief-

garage in Rottleberode. Der Vermieter traut sich nicht, ihn zu entsorgen. Niemand fragt nach Gerhard.

Dreieinhalb Jahre später will Sandra, die Jüngste, wissen, wo ihr Vater ist. Sie ruft 87 Männer mit seinem Namen an. Der Onkel im Erzgebirge, zu dem Gerhard angeblich eines Tages ins Auto gestiegen ist, ist blind und fährt kein Auto. Sandra gibt eine Vermisstenmeldung auf.

Renate tauscht den Teppich im Wohnzimmer aus.

Zweimal kommt die Polizei vorbei, zweimal lügt Renate. Beim dritten Mal sagt sie die Wahrheit. Da graben die Polizisten bereits im Garten.

Mord, heißt es in Sangerhausen. Totschlag, präzisiert man in Halle, Raum 141 des Schwurgerichts.

Hedwig, gute Freundin: „Am Ende haben sie sich richtig gehasst. Aber ich weiß ja nicht, was in der Ehe passiert ist.“

Christa, Schrebergartennachbarin: „Manchmal trug sie eine Sonnenbrille, vielleicht hatte sie ein Veilchen drunter, aber wir haben nie was mitbekommen.“

Ulli, Kumpel und ehemals bester Freund von Gerhard: „Unter Kumpels spricht man nicht über private Sachen. Ich erzähle ja auch nichts aus meiner Ehe.“

Sechs Jahre Haft seien zu viel, sagt ein Wohnungsnachbar. Sechs Jahre seien zu wenig, sagt der Kumpel.

Bild-Zeitung, 6. September 2013. „Tochter Nicole (27): „Meine Mutter ist weder eiskalt noch gierig. Im Gegenteil. Sie hat viel zu lange zu meinem Vater gehalten, obwohl er sie schlecht behandelt hat.“

Nicole verlässt den „Othaler Weg“, zieht 300 Kilometer in Richtung Westen und nimmt den Mädchennamen ihrer Mutter an. Sandra, die Jüngere, beerdigt am 29. April 2014 ihren Vater an ihrem Wohnort in Thüringen.

Renate weint, als sie vor Gericht aussagt. ■



DER ROTKOHLKRIEGER

*Wilm Weppelmann zieht auf eine Gemüseinsel, die auf einem See in Münster schwimmt.
Gärtnern ist für ihn Kunst*



Auf der 24 Quadratmeter großen Insel will er dreißig Tage lang leben und sich weitgehend von dem ernähren, was er anpflanzt.



Foto: Wilma Leskowitzsch

Wilm Weppelmann dürfte der einzige Vorsitzende sein, der stolz darauf ist, den letzten Platz bei einem Wettbewerb unter Kleingartenvereinen belegt zu haben. Die Jury der Stadt Münster zeigte offenbar keine Begeisterung über das, was sie in der Laubenkolonie „Langermarck“ zu sehen bekam: Klatschmohn in allen Rottönen und violetter Schlafmohn, dessen Anbau eigentlich in Deutschland durch das Betäubungsmittelgesetz verboten ist. An seine Hütte hat Weppelmann ein himmelblau gestrichenes Kinderfahrrad und einen Plastikhasen genagelt. Weppelmann, meist in existenziellem Schwarz gekleidet, versteht sich mehr als Künstler denn als Kleingärtner. Die Nachbarn vom Kleingartenverein „Frohe Stunde“ sind eher amüsiert. „Soll jeder mit seinem Garten glücklich werden“, sagt deren Vorsitzender.

2005 radelte Weppelmann wochenlang an einem Schild vorbei: „Kleingarten zu verpachten“. Irgendwann rief er an und übernahm die Parzelle. „Freie Kunst und bodenständiges Gärtnern, wie passt das zusammen?“, habe er sich lange gefragt und aus der Antwort „gar nicht“ wuchs langsam die Erkenntnis: Ein Garten sei schließlich die ursprünglichste Form von Kultur. Seither holt der extrovertierte Gartenkünstler mit seiner jährlich stattfindenden „freien Gartenakademie“ Künstler aus der ganzen Welt nach Münster. Dann gibt es vogelwilde Installationen, Theaterperformances, Konzerte und philosophische Diskurse über den Sinn des Lebens und den Bezug zum Garten, denn bei Weppelmann hat inzwischen alles irgendwie mit Garten zu tun. Wachsen und Vergehen, Menschrechte, Liebe, Sterben, Glück und Unglück – bei Weppelmann wird es immer existenziell. „Der Garten ist das Andere hinterm Zaun.“

In Münster kennen ihn die meisten als jene Gestalt, die mit einer Gießkanne auf dem Gepäckträger eines Fahrrads oder mit Wasserflaschen bestückt an Verkehrsinseln und anderen öffentlichen Flächen hält, um Rotkohl oder Ringelblumen zu wässern. „Guerilla gardening“ ist längst zu einem soziologischen Forschungsgegenstand geworden, doch Weppelmann geht es nicht um Theorie. „Mir geht es darum, Ideen auch in die Tat umzusetzen. Mich hat immer die Haltung gestört: ‚Ich denke, also tue ich nichts.‘“ Am meisten freut sich Weppelmann, wenn er mit seinen Aktionen bei unbeteiligten Betrachtern Irritationen auslöst. Wenn plötzlich jemand stehen bleibt und einen Grünkohl am Straßenrand betrachtet.

Am ersten September verabschiedete sich Weppelmann vorläufig von dieser Welt und zog sich auf eine von ihm angelegte Gemüseinsel im Aasee, einem künstlichen See in Münster, zurück. Dreißig Tage will er dort in einer winzigen Hütte ausharren, um so auf die Grundbedürfnisse des Menschen hinzuweisen. Dort lebt er auch von dem Gemüse, das er auf den 24 Quadratmetern im Frühsommer anpflanzte. Ein Apfelbaum steht ebenfalls auf der Mini-Insel.

Im kommenden Jahr feiert seine Gartenakademie ihren zehnten Geburtstag. Einen ersten Plakatentwurf dazu hat Weppelmann auch schon gemacht: Drei in Rhabarberblätter gehüllte „Krieger“, bewaffnet mit Hacke und Axt, erobern den Mittelstreifen einer mehrspurigen Straße. Der Titel: „Die Stadt ist unser Garten“.

JASMIN SIEBERT ■



Ruslanddeutsche

HEIMKEHR IN DIE FREMDE

Die Kreisstraße K5344 zerschneidet das badische Dorf Kippenheimweiler in einen deutschen und einen russischen Teil. Hier die Alteingesessenen, dort die Heimkehrer, deren Vorfahren vor zweihundert Jahren nach Russland ausgewandert waren. Seit zwanzig Jahren sind sie da, und immer noch nicht angekommen. Es wird noch dauern, bis die Trennung überwunden ist

Text Lorena Killmann
Fotos Lukas Kreibig



Abendstimmung in den „Russengärten“. Am Lagerfeuer wird Stockbrot gegrillt.

„So groß!“ Franz Anselm steht in seinem Garten und breitet die Arme weit aus. „Und schwer waren die, zwei Männer konnten sie kaum tragen.“ Ja, wenn der drahtige Mann mit dem wettergegerbten Gesicht von seinen Wassermelonen in Südrussland erzählt, ahnt man, dass Franz Anselm und seine Familie im Mai 1992 mehr zurückließen in ihrem Dorf bei Wolgograd als ein Land ohne Perspektive.

Da war das große Haus, das der Tischler für seine Familie gebaut hatte und der Garten, in dem alles wuchs, was sie zum Leben brauchten. Die Landschaft war weit und nur wenige hundert Meter vom Haus entfernt lag die Wolga. Mit seinem Sohn sei er auf dem acht Kilometer breiten Fluss oft zum Angeln ausgefahren. Einmal hätten sie einen zwei Meter langen Fisch gefangen, erzählt Franz Anselm und freut sich wie ein Schuljunge über ungläubige Nachfragen.

Die Anselms kehrten wie 2,3 Millionen Russlanddeutsche in den neunziger Jahren zurück in das Land ihrer Vorfäter. Für fast neunhundert von ihnen wurde Kippenheimweiler zur neuen Heimat, das damit seine Einwohnerzahl fast verdoppelte. In dem badischen Dorf hatten Angehörige der kanadischen Streitkräfte und ihre Familien gerade eine ganze Siedlung aufgegeben. So war Platz für die Neubürger. Ihre Vorfahren hatten Deutschland vor zweihundert Jahren auf der Suche nach einem besseren Leben den Rücken gekehrt und die russische Steppe zu fruchtbarem Ackerland gemacht. Viele von ihnen sprachen noch das über Generationen bewahrte Deutsch ihrer Urahnen, Dialekte, die hierzulande längst in Vergessenheit geraten waren. In Russland hatten sie sich als Deutsche gefühlt, doch in Deutschland galten sie nach ihrer Rückkehr als Fremde.

Der alte Ortskern von Kippenheimweiler wirkt wie eine Postkartenansicht aus der badischen Provinz. Pastellfarben verputzte Fachwerkhäuser, an denen üppige Weinreben ranken. Geranienkästen vor den Fenstern, spitze Giebedächer und sorgfältig gestrichene Fensterläden. Der Gasthof „Linde“ hat schon vor Jahren dichtgemacht. An einem Samstagnachmittag fegt hier ein Mann seine Einfahrt, dort kauert eine Frau und befreit die Gehwegritzen vor ihrem Haus von zart sprießenden Unkräutern. Leises Kindergelächter dringt aus einem Garten. Irgendwo wird monoton ein Fußball gegen eine Wand gedonnert.

Die Kleingartenanlage auf der anderen Seite der Kreisstraße nennen die Alteingesessenen „die Russengärten“. Und wer genau hinsieht, kann tatsächlich erkennen, dass zwischen üppigen Gemüsebeeten und Hollywoodschaukeln irgendetwas anders ist, als in entsprechenden deutschen Anlagen. Dort steht ein Holzverschlag zum Räuchern von Stockfisch, nicht weit davon ein rätselhafter, mit schwarzem Stoff überzogener Holzkasten, zwei mal zwei Meter groß und fünfzig Zentimeter hoch. „Das ist ein kasachisches Bett“, verrät Franz Anselm. Die Parzellen, die an seinen Schrebergarten angrenzen, sind nicht durch Hecken oder Zäune getrennt. Lydia Anselm, seine Frau, deckt gerade den Tisch mit Kaffeebesteck für den Kindergeburtstag ihrer Enkel. „Wir feiern hier oft gemeinsam, einmal sogar eine Hochzeit“, erzählt sie.

Was heute wie eine Idylle wirkt, war in Wahrheit ein Verzweigungsakt. Als die Zuwanderer kamen, bekam der Dorffriede erst mal Schlagseite. Noch heute erzählen sie sich im Dorf von zwielichtigen Gestalten in Trai-

ningsanzügen, die mit ihren Wodkaflaschen auf der Straße herumlungerten und wilde Feste feierten. Gartenmöbel seien verschleppt, Fahrräder geklaut und Wohnungen ausgeraubt worden. Bald schon sprach man nur noch vom „Russen-Ghetto“, wenn man die Siedlung auf der anderen Seite meinte. Die Dorfbewohner trennte damals mehr als nur eine Kreisstraße. Hört man die alteingesessenen Bewohner über diese gerade mal zwanzig Jahre zurück liegende Zeit sprechen, könnte man meinen, die Berliner Mauer sei nichts gewesen, gegenüber der Mauer in den Köpfen der alten und neuen Dorfbewohner.

Die meisten Kontakte zu den ungeliebten neuen Nachbarn hatte damals wahrscheinlich Hans Rosewich. Der inzwischen pensionierte Polizist war in den neunziger Jahren Kontaktbereichsbeamter für Kippenheimweiler bei der Polizei in Lahr. Der stämmige, braungebrannte Pensionär empfängt seine Gäste demonstrativ mit russischen Pralinen. „Als die Russlanddeutschen kamen, war es mit meinem ruhigen Job erst mal vorbei.“ Die Geschichten, die er dann erzählt, hören sich an, als berichte ein Veteran vom Krieg: Sie handeln von Einbrüchen, Gewalt, Drogen und Vandalismus. Es sind keine schönen Geschichten. „Und meist stand ich wie der Ochs vor der Tür. Die hielten zusammen wie Pech und Schwefel.“

Einmal hätten junge Russlanddeutsche ihn sogar bedroht: Eine ganze Woche lang sei ein Auto mit fremden Männern vor seiner Türe gestanden. „Da bin ich hin und habe gesagt, wenn meiner Frau oder meinen Kindern irgendetwas zustößt, dann kläre ich das ohne Gericht. Diese Sprache haben sie verstanden.“

In jenen Tagen hatte der Ortsvorsteher von Kippenheimweiler eine Idee, um die Kluft in seinem Dorf zu überwinden. Eberhard Roth wusste durch viele Gespräche in den Wohnblöcken der Siedlung, wie sehr viele Russlanddeutsche ihre Gärten in Russland oder Kasachstan vermissen. Er ließ ein Gelände einzäunen und parzellieren und übergab es den Siedlern. Die nahmen das Angebot dankbar an und machten sich daran, mit viel Liebe Gartenhäuschen zu zimmern und Beete anzulegen. Auch auf der anderen Seite der Kreisstraße war man angetan. „Die können ja doch was schaffen“, hieß es plötzlich anerkennend im Dorf. Zum ersten Mal konnte man trotz all der Unterschiede auch eine Gemeinsamkeit erkennen. Was der Dorfvorsteher seinen Neubürgern vermacht hatte, war viel mehr als ein Stück Brachland. Er gab ihnen einen Boden, in dem sie Wurzeln schlagen konnten.

In ihrem türkisch gestrichenen Gartenhäuschen sitzt Martha Kuhn und schält ein paar große Gemüsezwiebeln. Daneben liegen Karotten, Tomaten und Gurken. „Blov“ heißt das russische Traditionsgericht mit Reis und Truthahnfleisch, das sie heute für ihre Freundinnen aus dem Frauenkreis der Russlanddeutschen kochen will. Nach und nach treffen ihre Gäste ein. Die kleine, runde Frau begrüßt sie herzlich, ärgert sich kurz über den Reis, der ihr angebrannt ist und entschuldigt sich tausendfach für die Unordnung in ihrer Laube, während alle in der Sitzecke Platz nehmen, auf bunt gemusterten Kissens.

Während Martha Kuhn frischen Reis aufsetzt, erzählt Lydia Mühlberger wie sie sich kennenlernten. Martha habe auf dem Weihnachtsbasar selbstgemachte Kinderkleidung verkauft. „Für den gehäkelten Babyanzug hast du viel zu viel verlangt!“, sagt Lydia und wirft dramatisch die Arme in die Luft. „Du wolltest mir nur die Hälfte bezahlen und keinen Cent ▶



SAGE MIR, WO DU WOHNST UND ICH SAGE DIR, WER DU BIST

Kippenheimweiler war ein typisches badisches Dorf bis die Kanadier kamen. Heute wohnen in den ehemaligen Armeewohnblöcken rund achthundert Aussiedler aus Russland und Kasachstan. Manch einer träumt immer noch von „Russia“.







Nördlich der Kreisstraße wird viel und gern gefeiert. Wichtigstes „Möbelstück“ ist hier der Grill, auf dem mal Schaschlik (o.l.), mal frisch gefangener Karpfen (m.r.) zubereitet wird. Im Frauenkreis (o.r.) und im russisch-deutschen Chor (m.l.) pflegt man Traditionen. Alles gegen Heimweh gibt es im russischen Supermarkt (u.r.). In seiner Werkstatt zerlegt Franz Anselm Fleisch für den Schaschlik.

mehr“, gibt Martha Kuhn lachend zurück. Am Ende hätte sie eingelenkt und sie zum nächsten Treffen des Frauenkreises eingeladen. Lydia kam und hat seitdem keine der Zusammenkünfte mehr verpasst.

Eine der Frauen trägt trotz der Sommerhitze einen roten Wollpulli und sitzt die ganze Zeit schweigend und fast bewegungslos auf ihrem Platz. Sie sei ein bisschen schüchtern und spreche fast kein Deutsch, erklärt Martha Kuhn. Vor ein paar Jahren sei sie an einer Augenkrankheit erblindet, seitdem kümmere sie sich um sie. „Eine Berühmtheit in Kasachstan“, flüstert Martha Kuhn, weil sie so schön Gedichte rezitieren konnte. „Man muss ihr noch ein bisschen Zeit geben, dann trägt sie uns vielleicht eines vor.“

Zum Blov wird Dillsalat mit frischen Gurken und Tomaten aus dem Garten serviert. Oft kochen die Frauen gemeinsam traditionelle Gerichte oder veranstalten Heimatabende im Gemeinderaum. „Ich hatte ein gutes Leben dort und einen guten Job“, sagt die 64-jährige, die in Sibirien eine leitende Position als Ingenieurin in einem Chemieunternehmen hatte. Dass sie nach Deutschland kam, hat sie trotzdem nie bereut. „Mein größtes Geschenk ist, wenn ich höre, wie meine Kinder und Enkelkinder heute Deutsch sprechen“, sagt die fünffache Groß- und zweifache Urgroßmutter. Wo sie aufwuchs, wagte man nicht, auf offener Straße Deutsch zu sprechen, aus Angst, angespuckt oder als Faschist beschimpft zu werden.

„Hier sind die guten Zeiten“, sagt Martha Kuhn und Lydia Mühlberger stimmt zu, auch wenn der Neubeginn in Deutschland für sie hart gewesen sei. Vor allem die Männer mit ihrem klassischen Rollenverständnis waren von der Situation überfordert. Anstatt sich den neuen Gegebenheiten anzupassen, griffen sie zur Wodkaflasche. Auch Lydias Ehe scheiterte am Alkoholismus ihres Mannes, dabei sei er in Russland „ein richtig guter Mann gewesen.“ „Alles nur, weil die Menschen keine Arbeit haben,“ meint Martha Kuhn traurig. Aus ihrem Frauenkreis kennt sie viele solcher Geschichten.

„Gerade für die Männer waren die Gärten deshalb so wichtig. Dort hatten sie etwas zu tun, statt zu Hause rumzuhängen und zu saufen!“ Doch eines Tages schien auch dieses kleine Glück bedroht und die streitbare Martha Kuhn wurde unverhofft zur Jeanne D'Arc der deutschrussischen Kleingärtner. Die Stadtverwaltung Lahr schickte einen Kontrolleur, um die Größen der Lauben mit den deutschen Bestimmungen abzugleichen. Fast keine der Hütten konnte vor seinem Zollstock bestehen. „Das da, weg! Und das da, weg!“, habe der Mann vom Amt die Kleingärtner angeherrscht. Da war er aber bei Martha Kuhn an die Falsche geraten. Über zweihundert Unterschriften sammelten sie und ihre Mitstreiterinnen aus dem Frauenkreis und schrieben dann einen Brief an die Stadtverwaltung: „Bitte lassen Sie den Leuten ihre Gartenlauben. Sie haben so viel Zeit, Geld und Liebe investiert. Nehmen Sie uns das nicht weg!“ Der Oberbürgermeister von Lahr hatte ein Einsehen: Die Lauben durften bleiben, aber nicht weiter ausgebaut werden.

Während sie erzählt, sitzt die Berühmtheit aus Kasachstan noch immer schweigend und regungslos auf ihrem Kissen. Martha Kuhn hält die Zeit nun für gekommen, sie um ein Gedicht zu bitten. Die beiden tuscheln kurz. „Sie wird uns ein kasachisches Gedicht vortragen, von einer Frau, die ihren Mann so sehr liebte, dass sie durch Wände gehen konnte“, kündigt Martha Kuhn an. Ohne ihre Haltung zu ändern, beginnt die Frau in gleichmäßigen Rhythmen zu sprechen. Die Worte klingen fremdartig ▶



Martha Kuhn (links) mit ihren Freundinnen in der Gartenlaube. Auf dem Tisch steht Blov, ein russisches Nationalgericht. Die Zutaten haben sie selbst gezogen. Fast wie damals in Russland. Die Gärten von Kippenheimweiler sollen den Neubürgern die Eingliederung erleichtern.



rau, sie verzieht keine Miene. Nach einem Moment der Stille klatscht das kleine Publikum. „Sie spricht mir oft Gedichte vor, während ich hier im Garten arbeite“, sagt Martha Kuhn. „Viele weiß sie noch auswendig, aber nach und nach vergisst sie sie.“

Samstagnachmittag in der Siedlung: Vor dem russischen Supermarkt grillt man Schaschlik in einem Baumarkzelt am Straßenrand. Eine Kundin des Supermarkts, knielanger Rock und farbiges Kopftuch, zieht mit ihren Tüten vorbei, während ein paar muskelbepackte Männer im BMW vorfahren und sich frisches Grillfleisch holen. Ein älterer Herr setzt sich auf die Bierbank und lässt sich einen Spieß braten. Alfija Pisarkowa, Verkäuferin im Markt, kennt sie alle mit Namen. „Wir sind wie eine Familie hier. Manche Leute küssen mich, manche drücken mich.“

Der Supermarkt besteht nur aus drei Regalzeilen, trotzdem bekommt man hier fast alles, was man zum Leben braucht. Käse, Wurst, Trockenfisch, eingekochtes Gemüse und riesige Pralinenschachteln. Die Verpackungen sind mit kyrillischen Schriftzeichen bedruckt. „Wird aber alles in Bühl hergestellt, wegen der Lebensmittelgesetze“, verrät Alfija Piskarow. Auch Küchengeräte gibt es und verschnörkelte Deckenlampen, Blusen und Kleider mit blumigen Mustern, gepolsterte BHs, die so groß sind wie Kinderfahradhelme.

„Klar, kommen hier auch Deutsche zum Einkaufen“, sagt die Verkäuferin. Besonders Pelmeni, russische Maultaschen und Sulzzunge seien beliebt. Klar, habe sie auch Bekannte auf der anderen Seite. Vorurteile? Klar, die gebe es auch. Gerade bauten sie und ihr Mann im Nachbarort ein Haus. Als dabei eine Zaunlatte des angrenzenden Grundstücks zu Bruch ging, habe der Hausbesitzer sie angebrüllt: „Ihr seid hier nicht in Russland, ihr könnt hier nicht alles kaputt machen wie ihr wollt!“

Auch Raffael Schaefer, Fußballtrainer aus dem Nachbarort Langenwinkel, weiß, wie angespannt das Verhältnis auch heute noch ist. In seinem Verein FV Langenwinkel trainieren fast ausschließlich russlanddeutsche Spieler, viele von ihnen kommen aus Kippenheimweiler. Die Deutschen blieben irgendwann weg.

Den ehemaligen Ortsvorsteher Eberhard Roth beunruhigt es wenig, dass sich die beiden Ortsteile bis heute kaum vermischt haben. Integration sei ein Zwei-Phasen Projekt, meint er. In der ersten Phase sei es wichtig gewesen, die erhitzten Gemüter auf beiden Seiten zu beruhigen. Die Gartenanlagen hätten dazu einen Beitrag geliefert, außerdem habe man auf russlanddeutscher Seite in den Neunzigern einen Kindergarten mit speziellen Sprachförderprogrammen eröffnet und einen Jugendarbeiter angestellt. Erst jetzt stehe die zweite Phase an, in der sich die beiden Seiten näher kennen lernen und zusammen wachsen können.

Tatsächlich haben sich viele der einstigen Unruhestifter zwischenzeitlich gut eingelebt. Wie Waldemar, der seinen Nachnamen lieber nicht gedruckt haben möchte. Der heute 37-jährige im schwarzen Trainingsanzug wirkt charmant und offen.

Er war 14 als er nach Deutschland kam. Er vermisste seine Freunde und fand hier keine neuen. Mehrmals lief er von zu Hause weg, weil er zurück wollte. Er kam nicht mit den vielen Regeln klar, die hier beachtet werden mussten. „In Kasachstan hatte man mehr Freiheit“, sagt er. Er habe sich

hier nicht willkommen gefühlt. „Scheiß Russe“, hätten sie ihn in der Klasse genannt. Die Beleidigung habe ihn richtig fertig gemacht. „Du bist klein und deine Psyche ist schwach, da kann man so was nicht aushalten“. Mit Deutschen wollte er deshalb lange nichts zu tun haben.

Mit seinen russischen Freunden grillte oder fischte er am See. Mal zündeten sie irgendetwas an oder brachen nachts ins Kieswerk ein, nur so zum Spaß. Sie klauten Fahrräder, um ein bisschen Geld ran zu schaffen, eine Zeit lang vertickten sie Gras und oft prügeln sie sich vor Diskotheken. Irgendwann starben zwei seiner Freunde, weil sie betrunken einen Unfall verursachten. Und dann gab es da noch die ältere Clique, die mit Heroin dealte. Einer von denen wollte sie mit reinziehen, aber auch der starb an einem Autounfall. „Das hat Gott so gewollt, sonst hinge ich heute wohl an der Nadel“, sagt Waldemar.

Mit 21 ging einer von ihnen ins Fitness-Studio und nach und nach gingen sie alle hin. Ab da war Schluss mit dem Alkohol. Sie suchten sich Ausbildungsplätze und Jobs, gründeten Familien. Heute hat er einen neun-jährigen Sohn, den er alleine groß zieht. Dem bringt er bei: „Wenn dich jemand beleidigt, schlag zurück. Wenn du dich nicht verteidigen kannst, bist du eine Schande.“

Einer, der den Sprung auf die andere Seite der Kreisstraße geschafft hat, ist der einstige Vorsitzende der Gartenanlagen der Russlanddeutschen, Viktor Ehrlich. An einem sonnigen Julitag sitzt er auf der Terrasse seines Einfamilienhauses im Neubaugebiet auf der „deutschen“ Seite von Kippenheimweiler. Der neue Ortsvorsteher Tobias Fäßler ist auf ein Feierabendbier vorbei gekommen, die beiden kennen sich schon seit Jahren. In der Anfangszeit sei Ehrlich das Bindeglied zwischen beiden Ortsteilen gewesen, erzählt Fäßler. Im Schrebergarten habe er nach dem Rechten gesehen, sagt Ehrlich, „und wenn’s nicht gepasst hat, hat’s eins druff gegeben“. Diebstähle habe er aufgeklärt und den Drogenhandel unterbunden. „Man nannte mich den Schrebergartenpolizist“, sagt er nicht ohne Stolz.

Der Ortsvorsteher bedauert, dass es mit Ehrlichs Wahl in den Ortschaftsrat nicht geklappt hat. Er war einer von nur zwei russlanddeutschen Kandidaten, die sich 2014 zur Wahl aufstellen ließen. Hätten ihn „die Russen“ gewählt, wäre er Stimmenkönig geworden. So blieb ihm mit 86 Stimmen nur der letzte Platz auf der Liste der Freien Wähler, einem „Überläufer“ traut man offenbar weder links noch rechts der Kreisstraße.

Am Lagerfeuer im Schrebergarten der Anselms grillen die Kinder Stockbrot. Lydia Anselm zieht sich ein Strickjäckchen über ihr geblühtes Sommerkleid. Es ist kühl geworden, seit die Sonne untergegangen ist. „Irgendwann werdet ihr doch nach Deutschland zurückkehren, denn das ist die Heimat“, habe ihre Großmutter immer gesagt, die die Rückkehr nach Deutschland aber nicht mehr erlebt hat.

Für ihren Sohn ist es höchste Zeit, sich um den Karpfen zu kümmern, den er heute im Walmattensee gefangen hat. Er knipst seine Stirnlampe an, packt das fast acht Kilogramm schwere Prachtstück auf ein Gartentischchen und macht sich daran, den Fisch zu säubern. Es braucht richtig Kraft, um mit dem Anglermesser die fast zweieurostückgroßen Schuppen zu lösen. An die Wolga denke er noch oft, sagt er, als er das Messer für einen Moment zur Seite legt. „Irgendwie bin ich doch ein Russe.“ ■



Auf 500 Quadratmetern errichteten die Böblinger Spieler die Kleingartenkolonie „Sommerglück“ als Kulisse für ihre dreistündige Revue über Kriegsende und Wiederaufbau bis zur deutschen Einheit.



Abschied

GELIEBTE DIKTATORIN

Hildegard Plattner herrscht mit Zuckerbröt und Peitsche über ihre Böblinger Theaterschule. Nach 32 Jahren verabschiedet sich die Patriarchin nun mit einer spektakulären Show: In einem Schrebergarten inszeniert sie ein halbes Jahrhundert deutsche Geschichte

Text Carolina Torres
Fotos Chris Harker



Hildegard Plattner auf ihrem Elektromobil hinter der Bühne: Liebevoll lächelt sie auf ihre Spieler hinab, die im Stück als Gartenzwerge auftreten.

PROLOG

Vorbei an den Zuschauern steigt sie die Stufen empor, hoch auf die Tribüne, ihren riesigen Thron. Es ist schon alles vorbereitet: Ein Stuhl für sie, ein zweiter für ihren arthritischen Fuß, ein Aschenbecher, eine Flasche Sekt. Die Königin wirft einen letzten prüfenden Blick auf die Bühne, dann gibt sie mit der Hand das Zeichen: Möge das Spiel beginnen.

Ein letztes Mal endet unter den Füßen der Regisseurin Hildegard Plattner der Zweite Weltkrieg, tanzen fröhlich die Hippies und feiern die wieder vereinigten Deutschen die Jahrtausendwende. Mit einem dreistündigen Epos dankt sie ab, die 65-jährige Theaterleiterin der Kunstschule Böblingen. Vor 32 Jahren gründete sie ihr erstes Ensemble. Heute ist sie, die Dernière aller Dernières. Für ihren fulminanten Abgang ließ sie auf einem Feld bei Böblingen eine ganze Schrebergartenkolonie errichten. Dort lassen die Schauspieler 55 Jahre deutsche Geschichte Revue passieren.

Plattner blickt über ihr Werk: Drei Tribünen, 650 Gäste, lokale Prominenz. Und alle schauen auf das „Sommerglück“ – eine Kleingartensiedlung für die Handwerker Lauben zimmerten, Zaunpfähle in die Erde ramnten, Rosen und Geranien eintopften, Karotten in die Erde steckten, Salat zogen und Birken, Kirschbäume und Sträucher pflanzten. Jetzt herrscht Krieg im Schrebergarten. Frauen, Männer und Kinder stürzen aus ihren Holzhütten, starren in den Himmel. „Los, alle in den Luftschutzbunker!“ schreit ein Mann mit knielangen Lederhosen und Hakenkreuzbinde. Die Regisseurin greift zur Sektflasche. Sie füllt die Gläser ihrer Helfer und zieht genüsslich an ihrer langen Dunhill.

I. AKT

Hildegard Plattner – rostbraunes Haar, rauchige Stimme, schlecht zu Fuß, von allen nur Hi genannt – betrat 1949 die Bühne. Ihre Eltern lebten in einem kleinen Dorf im österreichischen Kärnten. Jeden Sommer inszenierte ihre Mutter mit den fünf Töchtern eine Theateraufführung im Kreis der Familie. „Meine erste Rolle war eine Taube im Märchen Cinderella“, sagt sie nüchtern mit österreichischem Akzent.

Hi wollte Schauspielerin werden. Sie spielte vor am berühmten Max-Reinhardt-Seminar in Wien und schaffte es bis unter die letzten dreißig Bewerber. Für die Gruppe der Auserwählten reichte es nicht. Sie bewarb sich nie wieder. „Wenn sie mich nicht wollen, dann eben nicht.“ Schauspielerin sei ohnehin ein beziehungsfeindlicher Beruf, sagt sie. Statt nach Wien zu gehen, folgte sie ihrem Freund nach Deutschland, studierte

Pädagogik in Reutlingen und wurde Lehrerin. Wenige Jahre später gründete sie ihr erstes Ensemble und widmete sich fortan nur noch dem Theater.

II. AKT

Also Böblingen statt Burgtheater. Trotzdem arbeitet Hi mit ihren Amateurdarstellern wie andere Regisseure mit Profis. „Was die Spieler auf der Bühne zeigen, müssen sie vorher erlebt haben“, sagt sie. Für eine Produktion des Stückes „Anne Frank“ sperrte die Regisseurin das Böblinger Ensemble zwei Tage lang in Amsterdam in ein Haus ein. Für die „Bauernoper“ entwarf sie ein mittelalterliches Wörterbuch. Die Darsteller mussten Vokabeln pauken und Sprachkurse absolvieren. In der aktuellen Produktion schrieben selbst die schweigenden Gartenzwerge für ihre Rollen detaillierte Biographien. Jene Statistin beispielsweise, die mit roter Zipfelmütze und blauer Latzhose auf die Bühne tapst. Das Mädchen hat unter His wachem Blick gelernt, wie sie sich als Gartenzwerg zu bewegen hat: Leicht gebeugt wuselt sie zwischen den Zäunen hindurch, trippelt auf der Stelle, reibt sich die Händchen und blättert an der Zeittafel das Stück in ein neues Jahrzehnt. Die Kriegsgefangenen kehren heim. Deutschland wird erstmals Fußballweltmeister. „Spätestens in sechzig Jahren schaffen wir das noch einmal“, sagt eine junge Frau im Stück.

Es sind solche Szenen, die Hi begeistern. Doch sie wird auch sehr direkt, wenn die Schauspieler einmal nicht einhundert Prozent geben. „Schnuckiputzi, deine Vorstellung gestern war aber mehr als bescheiden, um es mal freundlich zu sagen“, sagt sie dann in Feedbackrunden. Theaterspielen, das bedeutet bei ihr vor allem eines: nicht spielen, sondern sein. Ein Schild am Eingang vom Backstage-Bereich zur Bühne warnt: „Bühnenbereich! Nicht privat! Raus- oder reingehen! In der Rolle sein!“

Doch Hi erwartet von anderen nicht mehr, als sie sich selbst abverlangt. Sie nimmt sich Zeit, um die Rollenbiographien zu lesen – beim Schrebergartenstück waren es fast hundert Figuren. Denn jeder ihrer aktuellen und ehemaligen Spieler, der mitmachen wollte, sollte Platz darin finden. Das war die einzige Vorgabe, die der Tatort-Autor Felix Huby beim Schreiben des Stückes erfüllen musste. Wer einer Produktion bei ihr zustimmt, weiß, worauf er sich einlässt. Schauspieler berichten von der 40-Grad-Regel: Nur wer über 40 Grad Fieber hat, darf im Bett bleiben. Ihr Lebensgefährte, ein Arzt, hält kränkelnde Spieler schon mal mit Medikamenten auf den Beinen.

Im Schrebergarten, wenn sie mit den Schauspielern arbeitet, bewegt Hi sich wie eine Diva. Mit einem Elektromobil kurvt sie durch die Kulisse, ▶



Eine kleine bunte Welt: Hi hat um ihre Spieler einen eigenen Kosmos geschaffen. Jeder scheint sich geborgen zu fühlen, trotz der strengen Führung der Regisseurin.



um ihren Fuß und ihre kaputte Hüfte zu schonen – in einer Hand fast immer einen Plastikbecher gefüllt mit Sekt, mit der anderen lenkt sie, die Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger geklemmt. Man sieht, dass sie gelebt hat. Normalerweise wirkt es gebrechlich, wenn ältere Damen auf dem Sessel mit vier Rollen sitzen, der es maximal auf 15 Stundenkilometer schafft. Eine Hildegard Plattner dagegen prescht mit doppelter Schrittgeschwindigkeit und wehenden Locken durch die Anlage. Kreuzt ein Mitarbeiter ihren Weg, hupt sie nur einmal. Wenn er dann nicht weg ist, rammt sie ihn. Er hatte seine Chance. His Stimmung schwankt ständig zwischen mitfühlend und ruppig, ihre Rolle zwischen Mutter und Diktatorin. Als ihr einmal ein getöpftes Premierengeschenk nicht gefiel, drückte sie ihr Missfallen deutlich aus und warf es in den Fundus der Theaterschule. Wenn sie nach einem Probenstag völlig erschöpft ist, weil die knapp hundert Spieler ihr nicht ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit schenken, fängt sie vor dem versammelten Ensemble an zu weinen.

III. AKT

Die Bühne wird überrannt von blumenbekränzten Frauen in knöchellangen, bunten Kleidern und halbnackten Männern in knappen Shorts und mit wilder Mähne. Ein Hippie-Mädchen legt ihre Arme um eine Rothaarige, sie knabbert an ihren Lippen und streichelt ihr über den Po. Neben ihnen reibt ein Mann mit gestreiften Hotpants seinen Körper an einer Frau, deren Brüste unter der locker sitzenden Weste zur Musik tanzen. Im Schrebergarten sind die sechziger Jahre angebrochen.

„Ich zwinge meine Spieler, zu spüren“, sagt Hi. „Sie müssen Nähe zulassen, sie müssen anfassen und sich anfassen lassen. Sonst können sie nicht spielen.“

Neuzugänge lernen das sehr schnell. In einer Art Aufnahmeprüfung, manche nennen es Mutprobe, versteckt ein Ensemblemitglied einen Tennisball irgendwo an seinem Körper, ein anderes muss ihn tastend finden. Ist der oder die Neue mit abtasten dran, greift Hi sich den Ball und versteckt ihn unter ihren großen Brüsten. Wen das abschreckt, der kommt nicht wieder. Doch wer mitspielt, dem wird Zutritt gewährt zu einer Welt ohne Berührungsgänge, in der Intimzonen nicht mehr intim sind.

Vor der Vorstellung treffen sich die Spieler hinter der Bühne. Ein Mädchen Mitte zwanzig betritt den Backstage-Bereich, begrüßt alle mit einem Kuss auf den Mund. Sie setzt sich auf den Schoß eines jungen Mannes. Neben ihr liegen sich bereits zwei Akteure in den Armen, auf einer Sitz-





„DAS THEATER IST MEIN LEBEN UND DIE SPIELER
SIND MEINE KINDER“

His Rolle schwankt zwischen fürsorglicher Mutter und herrischer Diva. Mal hat sie ein offenes Ohr für alle Sorgen,
im nächsten Moment stößt sie jemanden mit ruppigen Anweisungen vor den Kopf.



THEATER BEDEUTET BEI HI: NICHT SPIELEN, SONDERN SEIN



Die Detailverliebtheit der Regisseurin spiegelt sich im Bühnenbild und zeigt sich bei den Kostümen. Auch bei den Rollen achtet sie auf jede Finesse: Zum Beispiel hat jeder Zwerg einen eigenen Namen und eine Biographie, obwohl die Wichtel letztlich nur Statisten sind.



Abschiedsfeier: Im intimen Kreise verabschieden die Böblinger Spieler das Plattner'sche Theater und ihre Regisseurin. Das Stück „55 Sommer“ spielte zwanzig Mal vor ausverkauften Rängen.

bank massiert ein muskulöser Mann eine junge Schönheit und ein paar Meter weiter wäscht sich eine nackte Mittfünfzigerin in einem Zuber den Schweiß von der Haut. Wenn Hi an heißen Sommertagen zuhause übt, legt sie schon mal ihre Kleider ab, lässt sich von ihren Spielern mit dem Gartenschlauch abspritzen und probt anschließend nackt weiter. Für die Theaterschüler ist das völlig normal. „Hi ist Hi“, sagen sie nur mit glänzenden Augen. Vor einiger Zeit bandelte eine Zwanzigjährige mit einem Spieler an, doch bevor sie die Beziehung einging, fragte sie Hi um Erlaubnis. „Es war mir wichtig, dass ich ihr Okay habe“, sagt sie. Sie wollte nicht, dass ihre Liaison dem Stück schadet. Hi ließ sie gewähren, warnte sie jedoch: „Ich glaube, der will nur mit dir schlafen.“

IV. AKT

Warum scharen sich all diese Menschen um diese Frau? Seit Anfang 2014 – damals begannen die Proben – hatte kein Mitglied der Theatergruppe ein freies Wochenende. Dafür begeistern die Schauspieler nun auf der Bühne. Das Stück „55 Sommer“ spielte zwanzig Mal vor ausverkauften Rängen.

Es ist 1978, die Rote Armee Fraktion fordert den Staat heraus und bei den Laubenbesitzern taucht ein junger Mann auf: freier Oberkörper, Lederhose. „Ein RAF-Terrorist“, vermuten die von der RAF-Hysterie angesteckten Schrebergärtner. Doch im Stück entpuppt sich der vermeintliche Bombenleger als Lehrer auf der Flucht vor der betrogenen Ehefrau. Sechs Jahre später fragen sich die Kleingärtner, wie lange eine radioaktive Wolke von der Ukraine bis nach Böblingen braucht. Tschernobyl. Die Leute vom „Sommerglück“ feiern Hochzeit und ein Radiomoderator empfiehlt den Menschen, in ihren Häusern zu bleiben. Das Stück beleuchtet politische Themen, ohne die Zuschauer zu agitieren. Es stößt niemanden vor den Kopf – anders als seine Regisseurin.

„Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast“, zitiert die Theatermutter den Kleinen Prinzen. Vielleicht ist das ihr Geheimnis. Sie macht sich ihre Spieler vertraut. Sie schafft eine unheimliche Nähe. „Sie ist eine Diktatorin, der man sich freiwillig unterwirft“, sagen ihre Spieler. Sie kennen die herrischen Züge ihrer Theatermutter. Ihrer Gefolgschaft ist Hi dennoch sicher. Jeder will die Nähe dieser Frau, die so grob und fürsorglich zugleich sein kann. Ein kritisches Wort hört man selten, Loblieder zuhause.

Die meisten der jungen Darsteller spielen bei Hi, seit sie fünf Jahre alt sind. Einige eifern ihr nach und arbeiten auf einen Beruf in Theater oder

Pädagogik hin. Sie alle fürchteten den heutigen Tag. „Als ich gehört habe, dass sie aufhört, war mein erster Gedanke: Ich kann meine Kinder nicht zu Hi schicken“, sagt eine der Hauptdarstellerinnen. Seit vierzehn Jahren spielt sie schon unter Hi Theater. Sie ist mit ihr aufgewachsen.

„Hi macht mit einer Leidenschaft Theater, wie es heute nur noch wenige machen“, sagt ein Spieler, der einen zurückgekehrten Kriegsgefangenen darstellt. Als Achtjähriger begann er an der Theaterschule, heute ist er 29. „Sie trägt keine Maske und baut keine Fassaden.“ Mit achtzehn Jahren bewarb er sich an einer Schauspielschule. Hi übte mit ihm wochenlang und bereitete ihn auf das Auswahlverfahren vor. Er wurde angenommen. Seit alle wissen, dass die Regisseurin aufhört, hat sich über die Hälfte der Spieler von der Theaterschule abgemeldet.

„Das Theater ist mein Leben“, sagt Hi und die Schauspieler sind ihre „Kinder“. Ein eigenes hat sie auch. Als ihre Tochter noch klein war, spielte sie bei den Produktionen in Böblingen mit. Inzwischen ist sie seit zwölf Jahren Bühnenbildnerin und Schauspielerin – in Wien. In dieser Zeit hat die Mutter es gerade einmal zu vier ihrer Stücke geschafft. „Ich habe keine Zeit“, sagt sie.

EPILOG

Im Jahr 2000 pflanzen, jäten und ernten nur zwei der ursprünglichen Kleingärtner in den Parzellen, zwei ältere Damen. Anneliese und Elsbeth, die noch wissen, wie der Schrebergarten sie damals vor dem Hungertod bewahrte. Die zusahen, wie er sich wandelte, wie unbekanntes Gemüse gepflanzt wurde und die jetzt sehen, wie junge Menschen die Natur wiederentdecken. Sie stimmen ein melancholisches Lied an: „Wie die Zeit vergangen ist, wer gekommen und gegangen ist, in diesen 55 Jahren...“ Nach und nach strömen alle Spieler mit einer Kerze in der Hand auf die Bühne. Die Scheinwerfer erlöschen, nur noch die kleinen Flammen erhellen ihre Gesichter. Da stehen sie aufgereiht, knapp hundert Spieler und ernten ihren Applaus. Oben klatscht die Regisseurin ihnen und sich ein letztes Mal Beifall.

Hi lässt das kranke Bein zu Boden und erhebt sich. Sie wartet, bis ihre Helfer die Stühle zusammengestellt haben, bis die Flaschen und Gläser, die sie während der Vorstellung geleert haben, in einem Korb verstaut sind. Unten verlieren sich die Zuschauer in den Feldern um die Schrebergärten. Hi greift nach dem Geländer und schreitet Stufe für Stufe die Tribüne hinab. Eine Königin steigt von ihrem Thron. ■



DER KRIEGSSPIELVERWEIGERER

Seit Tetris habe ich kein Computerspiel mehr gespielt. Jetzt bin ich ein Kriegsbär in einer Kriegswelt und mit Doubleagent verabredet, einem Mitspieler, der den Sinn dieses Ortes unterwandert, weil er nichts anderes macht, als Kräuter zu sammeln. Zu Besuch in der World of Warcraft



Doubleagent, der Wahnsinnige, ist der Systemfehler im Spiel. Ich werde zur Bären-Frau, um mit ihm Kräuter sammeln zu gehen.

Ich bin ein Bär mit langen Haaren und großen Brüsten. Ich war schon zwei Mal tot. Irgendwo liegen meine beiden Skelette, ich bin einfach über sie hinweg gestiegen. Ich bin im Spiel World of Warcraft, der Welt der Kriegskunst. Normalerweise melden sich Spieler hier an, weil sie andere besiegen wollen und Punkte sammeln, wenn sie besonders hart kämpfen. Ich bin hierher gekommen, weil ich einen suche, der sich nicht an diese Spielvorgabe hält. Doubleagent heißt er. Selbstgewählter Beiname: der Wahnsinnige. Doubleagent ist inzwischen einer der berühmtesten Spieler im Netz, weil er sich weigert, zu kämpfen. Stattdessen sammelt er blaublinkende Pixelkräuter, Erdwurzeln, Friedensblumen und Silberblatt. Fürs Kräutersammeln erhält ein Spieler nur wenige Punkte. Doubleagent hat damit dennoch die höchste Stufe des Spiels erreicht. Level 90 von 90.

World of Warcraft feiert gerade seinen zehnten Geburtstag, es ist eines der erfolgreichsten Online-Rollenspiele: Über 500 Millionen Spieler haben sich bisher weltweit in der Fantasiewelt Azeroth bekämpft. Es herrscht Krieg zwischen den Mitglieder der Allianz und der Horde. Wer als Gegner identifiziert wird, wird vernichtet, egal ob Mensch, Zwerg, Untoter oder Blutelf. Daneben lösen sie Aufgaben, erlernen Berufe, erkunden die Fantasiewelt, verbünden sich mit anderen, um noch gerissenerer Krieger zu werden.

Ich selbst habe seit Tetris kein Computerspiel mehr ausprobiert. Ich fahre lieber Skateboard. Jetzt stehe ich in dieser animierten Welt, auf einer betulichen Insel mit vergoldeten Tempeln und Musik, die nach einer Mischung aus Blockbuster-Soundtrack und Asia-Imbiss klingt. Wer sich bei der Anmeldung entscheidet, als

Pandare, also als pandabärenähnliches Wesen, zu spielen, kommt hierher und soll erstmal seine Kampfkunst trainieren. Ich werde also eine Bärenfrau mit großen Kulleraugen, mein langer Zopf weht, wenn ich über die Insel haste. Gestatten: GoldenPantz – den Namen gab mir der Zufallsgenerator. Meine Mitstreiter sind schwergewichtige Fellbrocken, die mittelalterliche Hemden tragen.

Doubleagent hat diesen Anfängerbereich nie verlassen, nie gekämpft. Anders als berühmte Spieler wie *Hirukos*, der bekannt wurde, weil er 1,4 Millionen Gegner kille und dabei selbst mehr als 40 000 Mal starb. Doubleagent ist der Kriegsdienstverweigerer unter den Kriegsspielern.

Ich kenne ihn bisher nur aus einem Youtube-Video, das den Moment seines Triumphs, seinen Aufstieg ins höchste Level, festgehalten hat. 250 000 Menschen haben es sich angeschaut.

Darin ist zu sehen, wie die Warcraft-Welt an jenem Tag im Juli 2014 Kopf stand: Bären ritzen Doubleagent auf Schildkröten hinterher, flogen an Drachen hängend über ihn hinweg, Tiger rannten, leuchtende Schutzschilde surrten um sie herum, fast fünfzig Spieler wollten unbedingt dabei sein und rannten ihm wie ein Mob hinterher. „Ein Held“, raunte ein Bär mit wehendem Umhang, „was für eine Erfahrung, ihm zu folgen“, eine Tigerin. Dann stand der ganze Zoo andächtig daneben, als Doubleagent das entscheidende Blümchen anklickte und damit in die Königsklasse aufstieg.

Warum macht er das, wer ist dieser Typ: Ein Gärtner? Ein Aktivist? Oder ein Wahnsinniger?

Das Video machte mich neugierig, ich wollte Doubleagent treffen. Ich suchte ihn, schrieb ihm eine Email und fragte, ob wir nicht mal zusammen Kräuter sammeln gehen wollen. Eine Woche verging ohne Antwort. Eine zweite. Eine Dritte. Dann eine Nachricht: „Sure.“

Also schuf ich mir meinen Charakter, GoldenPantz, erkundete die Insel und löste ein paar Aufgaben, die jeder Neuling schaffen muss. Jetzt wartet Doubleagent auf mich, irgendwo am anderen Ende der Insel, dort hinter den Klippen. Aber ich bin zu ungeschickt, um mich die Felsen hoch zu hieven. Eben noch war ich der hoffnungsvolle Nachwuch, dessen computergenerierte Gegner sich nach einer Abreibung mit bewundernden Worten bedankten: „Ich muss anderen von deinen Künsten erzählen.“ Mein Meister, ein kleiner, grauer Bär mit zusammengekniffenen Augen, hielt mich für einen talentierten Nachfolger. Und jetzt soll ich auf dieser Anfängerinsel verloren sein?

„Hallo“, schreibt mir Doubleagent im Chat. „Ich glaube, ich habe mich verirrt“, antworte ich ihm.

Er kommt, um mich zu retten. Doubleagent, steht vor mir, er hat die Gestalt eines zerzausten Wolfshundes angenommen, der nicht aussieht, als möchte er gestreichelt werden. Dann verwandelt er sich in einen Pandabären. Ruft seinen Diener, schickt ihn wieder weg, lässt leuchtende Klumpen um seinen Kopf sausen. Er führt mir sein ganzes Können vor und ich muss zugeben, dass ich etwas beeindruckt bin, auch wenn ich nicht verstehe, was er da tut.

Auf dem Weg über die Insel erzählt mir Doubleagent ein wenig aus seinem realen Leben. Er lebt in den USA, ist 31 Jahre alt, arbeitet in einem Restaurant und betreut ein Forum in Internet. An den Wochenenden hat er selten etwas vor. Er sagt, er gehe nicht gerne in die Natur. Weil er Insekten nicht mag. In World of Warcraft gibt es keine Insekten.

„Die meisten hier langweilt es, Kräuter zu sammeln. Aber mir macht es Spaß“, schreibt er mir im Chat. Dann sammelt er für mich ein Kraut, und das geht so: Der Wolfshund steht vor einer Blume und verwandelt sich in den Bären. Der reibt sich die Hände. Fertig. Ein Moment so ergreifend wie ein Abwasch. Das Wort „Erdwurzel“ erscheint jetzt auf meinem Bildschirm. „Meine Lieblingsblume“, sagt Doubleagent. Weil sie hübsch aussieht? Weil du mit ihr Zaubertränke mixen kannst? „Weil die am meisten Punkte bringt“, sagt der Bär.

Doubleagent zeigt mir seine Welt. Wir rennen an Bären vorbei, die einbeinig auf Pfählen balancieren. Wir schwimmen durch einen Teich und verwandeln uns dabei in Schildkröten. Einmal kommen wir an einem Feld vorbei, auf dem

riesige Kürbisse und Karotten wachsen, werden dort aber doch nur von hässlichen Rattenwesen vertrieben, die „Shed Linge“ heißen. Witzbolde, diese Spielmacher. Doubleagent erzählt mir, dass er einen Lieblingssort auf der Insel hat: Morning Breeze Village. In dem Dorf sei es so friedlich, sagt er. Und die Sicht so schön.

Wir sind jetzt schon seit zwei Stunden unterwegs. Zum Abschied frage ich ihn endlich die wichtigste Frage: Wie lange musstest du sammeln, um deinen Status zu erreichen?

„Reine Spielzeit? 173 Tage.“

Ein halbes Jahr. Lebenszeit. Normale Spieler erreichen das höchste Level innerhalb von wenigen Wochen. Doubleagent hätte in der gleichen Zeit einen echten Garten anlegen, säen, gießen und ernten können.

Zeit für den Abschied. Hinter Doubleagent erscheint ein schillerndes Portal, durch das er gleich verschwinden wird. Er lässt grüne Blitze um seinen Körper wirbeln, ein blau schimmernder, durchsichtiger Hund erscheint. Sein Leben in der Pandawelt ist ein einziger Spezialeffekt. Verbringst du deshalb so viel Zeit hier, Doubleagent?

„Ein Freund wollte mir nicht glauben, dass ich mit Kräutersammeln so weit kommen könnte. Das wollte ich ihm beweisen.“

Aus einer harmlosen Wette ist eine Lebensaufgabe geworden. Denn die Entwickler des Spiels haben eine Erweiterung angekündigt: Bald soll es zehn neue Level geben, Doubleagent ist also nicht länger der Größte. Natürlich, sagt er, wolle er herausfinden, ob er auch dafür genug Kräuter sammeln kann. Klar, sein Beinamen lautet ja: *der Wahnsinnige*.

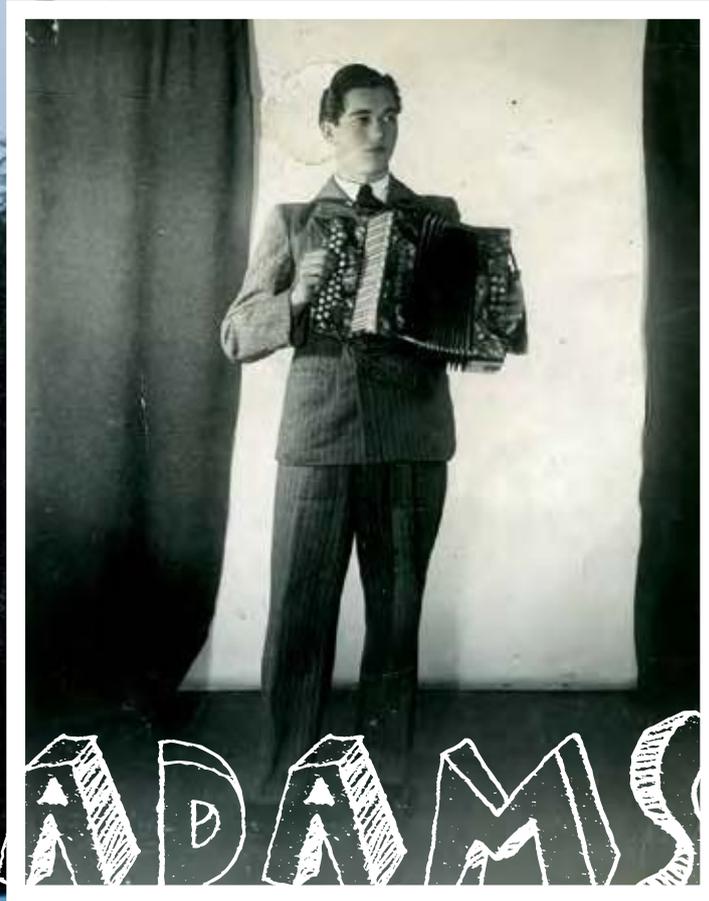
CHRISTINA SCHMIDT ■



Sein Leben in der Pandawelt ist ein einziger Spezialeffekt: Doubleagent lässt blaue Steine um seinen Körper wirbeln, verwandelt sich in einen struppigen Hund. Ich bin beeindruckt.



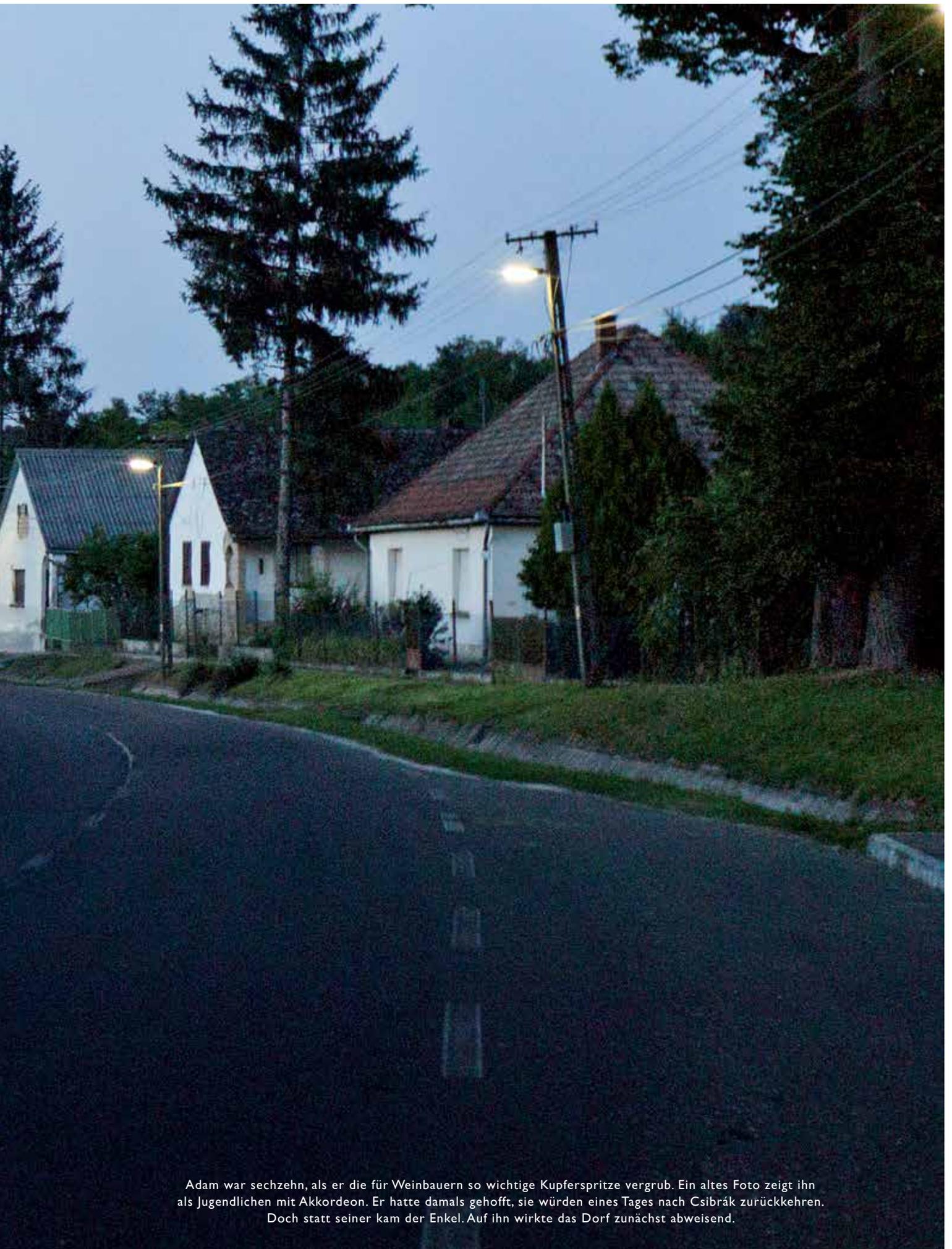
Reise in die Vergangenheit



ADAMS SCHATZ

Zum Ende des Zweiten Weltkrieges mussten zwölf Millionen Deutsche ihre Heimat in Mittel- und Osteuropa verlassen. Inspiriert von den Erzählungen am Familientisch, macht sich der Enkel eines Vertriebenen auf die Suche nach der Kupferspritze, die sein Großvater vor 70 Jahren in seinem ungarischen Garten vergraben hat

Text Martin Theis
Fotos Jakob Schnetz



Adam war sechzehn, als er die für Weinbauern so wichtige Kupferspritze vergrub. Ein altes Foto zeigt ihn als Jugendlichen mit Akkordeon. Er hatte damals gehofft, sie würden eines Tages nach Csibrák zurückkehren. Doch statt seiner kam der Enkel. Auf ihn wirkte das Dorf zunächst abweisend.



Adam (obere Reihe, zweiter v. links) bei seiner Kommunion im Jahr 1940. Wenn die Erwachsenen auf dem Feld oder dem Weinberg arbeiteten, kümmerte er sich zu Hause um Hühner, Enten und Kühe.

Als Adam mir den Spaten überreicht, muss er daran denken wie es war, als damals die Russen kamen. Mit Panzern fuhren sie 1944 in sein ungarisches Heimatdorf, nahmen sich was ihnen gefiel und ließen die Einwohner ringsherum Schützengräben schaufeln. Adam mimt einen russischen Soldaten und marschiert mit weit ausholenden Schritten von der Garage in seinen Garten in Baunatal bei Kassel. Er zählt laut auf Russisch, bis zum großen Kirschbaum: *adin!, dva!, tri!...*, jede Zahl ein donnerndes Kommando, *sem!, vosem!, djëvjat!...*, bis zehn. Dann dreht er sich um und zeigt auf seinen immer frisch gemähten Rasen. *Dawai!* Los, du Hund, fang an zu graben. Zehn Meter lang und so tief, dass ein Russe darin stehen kann. Dass er schießen kann. Auf Nazis wie dich.

Adam winkt ab: „Das kann sich heute keiner vorstellen.“ Jetzt ist er nicht mehr der Russe, sondern wieder mein Großvater: einer von zwölf Millionen Deutschen, die zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Mittel- und Osteuropa ihre Heimat verlassen mussten. Etliche flohen aus den östlichen Randgebieten des Deutschen Reiches vor Russlands Roter Armee. Nach dem Krieg wurden vielerorts deutsche Minderheiten vertrieben, vom Balkan, aus dem Sudetenland oder, wie meine Großeltern, aus Ungarn. Den Familien blieben vom einstigen Zuhause nur Erinnerungen, wieder und wieder belebt, wenn die Alten abends zusammensaßen und Geschichten von früher erzählten. Mein Vater kennt sie, ich kenne sie. Und diese eine lässt mich seit Jahren nicht mehr los: die Geschichte von Adams Kupferspritze, die er am Tag der Vertreibung in seinem ungarischen Garten vergrub.

„Ich wüsste heute noch, wo ich suchen müsste“, sagt Adam immer, wenn er mir davon erzählt. Er selbst wird nie mehr nach Csibrák fahren, in sein Dorf, irgendwo im Südwesten Ungarns. Mein Großvater ist jetzt 84 Jahre alt. Fast alle seine Freunde sind schon tot. Für mich heißt das: Jetzt oder nie. Deine Kupferspritze, Opa, ich werde sie finden und dir zu Füßen legen. Vielleicht wird dich das mit deiner verlorenen Heimat versöhnen.

„Aber hör mal“, sagt Adam, als er unter seinem Kirschbaum steht, „du willst doch nicht den Spaten im Zug mit nach Ungarn nehmen.“ Er schüttelt den Kopf und lächelt. „Wenn deine Oma das erfährt, schimpft sie dich. Das ist nämlich ihr Spaten.“ Auch wenn mein Großvater schon vom Sitzen Schmerzen bekommt und meine Großmutter sich noch von einer Herzoperation erholt: Es vergeht kein Frühjahr, in dem sie nicht mit dem Spaten ihren Garten umgraben, um Paprika, Gurken und Tomaten zu pflanzen. In Csibrák waren ihre Familien Selbstversorger. Bis heute zieht sich der Rhythmus von Anbau und Ernte durch ihr Leben.

Wie immer bleibt Adam noch im Hof stehen und schaut mir nach, als ich die lange Einfahrt hinunter gehe. Sonst reckt er meist seine Faust und ruft: „Alter Kämpfer!“ Diesmal bleibt er still.

Meinen Großeltern ist ein Rätsel, warum ich mich auf diese Suche begeben. Csibrák erscheint ihnen wie eine feindliche Festung und sie haben gelernt, die schmerzliche Vergangenheit ruhen zu lassen. Jetzt reise ich auf den Gleisen, auf denen sie als Vertriebene nach Deutschland kamen, nur in umgekehrter Richtung. Ihre Stationen sollen meine Stationen sein: Der Kasseler Hauptbahnhof, wo sie inmitten der zertrümmerten Stadt auf ländliche Gemeinden verteilt wurden. Passau, wo man sie gegen Läuse abspritzte; dann über Wien und Budapest nach Kurd, wo russische Soldaten ihr Gepäck nach Wertsachen durchsuchten und sie in Viehwaggons trieben. Von dort sind es wenige Kilometer bis Csibrák, zu dem Garten, in dem ich graben will. Adam hat mir eine Karte von dem Grundstück gezeichnet und die ungefähre Stelle mit einem Viereck markiert.

Csibrák, 7. Juni 1946. Anderthalb Jahre nach dem Einmarsch der Russen in Ungarn. Die Sonne brennt auf das kleine Dorf, in dem fast nur Deutsche leben. Im Nachbarort Kurd stehen schon die Viehwaggons für sie bereit. Die Leute fragen: Wohin kommen wir? Wie lange bleiben wir fort? Niemand gibt ihnen Antworten. Am Gemeindehaus hängt ein Plakat mit den Namen der Familien. Darauf steht auch, wie viel sie mitnehmen dürfen: achtzig Kilo Gepäck und zwanzig Kilo Nahrung pro Person. Die Frauen in ihren schwarzen Trachten haben Enten und Hühner geschlachtet, gekocht und in Schmalz eingelegt, damit sie unterwegs nicht verderben.

Adam ist sechzehn Jahre alt und der einzige Mann in der Familie. Sein Großvater, ein begnadeter Geiger, ist an Krebs gestorben. Sein Bruder und sein Vater sind Kriegsgefangene in Russland. Adam hievt das Gepäck von Mutter und Großmutter auf den Wagen, vor den er zwei Kühe gespannt hat. Dann gräbt er ein Loch im Hof neben dem Haus. Bestimmt kommen wir wieder, denkt er, irgendwann. Er muss etwas Kostbares vor den Russen retten: die Kupferspritze.

Diesen Behälter für fünfzehn Liter Blausäure schnallen sich die Weinbauern mit Lederriemen auf den Rücken. Durch einen Schlauch ist er mit der Spritze verbunden, mit der sie die Reben auf ihrem Weinberg besprühen, um sie vor Schädlingen zu schützen. Süß wie Honig ist der Wein. Vierhundert Liter im Jahr sichern der Familie einen Grundverdienst. Im Gepäck wäre die Kupferspritze nutzloser Ballast. Doch sollten sie je zurückkehren, in ihr altes Leben nach Csibrák, sie wäre unentbehrlich. ▶



An der Straße der Roten Armee hocken Einheimische vor der Dorfkneipe. Seitdem der große Holzbetrieb schloss, sind die meisten Leute in Csibrák arbeitslos.

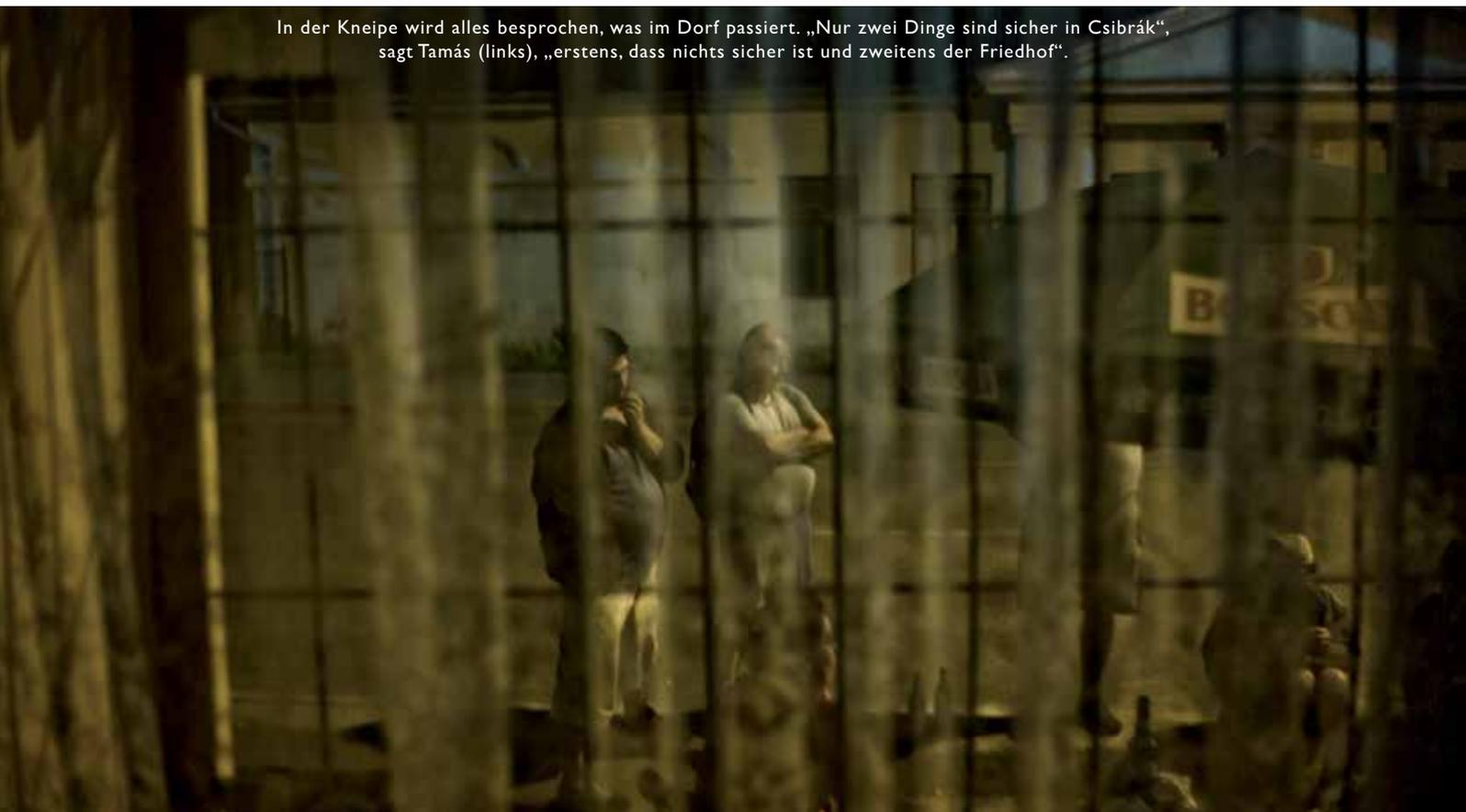
NUR DIE TOTEN DURFTEN BLEIBEN.
ETWAS ABSEITS DES GEPFLEGTEN FRIEDHOFS
STEHEN NOCH DIE VERWITTERTEN GRABSTEINE
DER DEUTSCHEN





Adam mit 84 Jahren in seinem Garten in Baunatal bei Kassel. Weil die Familien in Csibrák Selbstversorger waren, leben er und seine Frau noch heute im Rhythmus von Anbau und Ernte.

In der Kneipe wird alles besprochen, was im Dorf passiert. „Nur zwei Dinge sind sicher in Csibrák“, sagt Tamás (links), „erstens, dass nichts sicher ist und zweitens der Friedhof“.





Adam und Maria Theis heirateten am 18. April 1953 in Hessen. Die Mütter des Brautpaares trugen auch in Deutschland stets die traditionelle Tracht der Donauschwaben.

Im ICE Richtung Passau sitzt mir das Ehepaar Felis gegenüber. Beide sind um die sechzig und befragen mich zu meiner Mission: Wissen sie, dass du kommst? Hast du ihnen Bilder von deiner Familie mitgebracht? Ein Gastgeschenk? Nein, sage ich, sie erwarten mich nicht. Aber Familienfotos habe ich im Rucksack und eine Flasche polnischen Büffelgraswodka. „Die ist aber nur was für den Mann“, sagt Frau Felis und zwinkert mir zu, „du solltest noch ein Paar Strumpfhosen kaufen. Oder Pralinen.“

Herr Felis erzählt, dass seine Eltern aus Schlesien stammen und ebenfalls vertrieben wurden. Auch er habe, im heutigen Polen, die Landschaft seiner Vorfahren erkundet. Eine Frau am Nebenplatz schaltet sich ein: ihre Familie sei aus Pommern nach Deutschland gekommen. Gleiches Drama. Das Gespräch erstreckt sich jetzt über zwei volle Viererplätze. Irgendwann haben wir alle eine Kaffeetasse aus dem Speisewagen vor uns stehen, reichen sommerweiche Schokolade im Kreis und beschwören die Geschichten unserer Ahnen herauf.

Meine Vorfahren verließen Deutschland im 18. Jahrhundert, getrieben von Armut und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft in Ungarn. Auf breiten Einwegbooten fuhren sie auf der Donau stromabwärts. Jeder Familie war in Ungarn ein Stück Land versprochen worden. Was sie bekamen, glich einer Wüste. Unbarmherzige Sommer, meterhoher Schnee im Winter. Sie gruben die Erde ihrer neuen Heimat um; einen Spaten tief, wo sie Getreide und Gemüse pflanzten; zwei Spaten tief, wo sie Weinreben setzten. Sie besaßen noch kein Pferd, keinen Pflug. Über Dekaden, geprägt von Entbehrung und harter Arbeit, rangen sie der ungarischen Steppe fruchtbare Gärten, Äcker und Weinberge ab. „Die schönsten Märchen der Welt entstehen in der Wüste“, sagt Herr Felis und schaut aus dem Zugfenster, auf vorüberziehende Wiesen und Wälder kurz vor Regensburg, „denn in der Wüste ist Platz für die Fantasie.“

Das Märchen der sogenannten „Donauschwaben“ endet 1943, mit dem Einmarsch der Nazis in Ungarn. Aus Adams Dorf verschleppen deutsche Soldaten zunächst die beiden jüdischen Familien. Dann kommandieren sie die jungen Männer zum Kriegsdienst. Auf einem der Waggons, mit denen sie abtransportiert werden, hat ein Nazisoldat in großen Lettern geschrieben: „Den Deutschen ihre Waffen sind die ungarischen Affen.“ 1944 erobern die Russen Ungarn. Alle Donauschwaben mittleren Alters werden nach Sibirien verfrachtet, zur Zwangsarbeit in Kohlegruben. Adam ist ein Jahr zu jung. Er verlässt Csibrák mit den Übriggebliebenen; an jenem heißen Tag im Juli, in Richtung Kurd, wo bereits die Viehwaggons warten.

In Passau kreuzt meine Route jenen Fluss, auf dem die Schwaben einst

nach Ungarn ausgewandert waren: nur einen Steinwurf von den Gleisen verläuft die Donau, entlang der Bürgerhäuser der Altstadt, zwischen mittelalterlicher Festung und barockem Dom. Bald wechseln die Durchsagen im Zug ins Österreichische, in Wien belegen junge Interrailer aus den USA und Asien das Großraumabteil.

Als ich ein paar Stunden später in Budapest in den Regionalzug nach Kurd umsteige, kommen mir Zweifel. Adam meint, ich sei verrückt, dass ich diese Reise unternehme. Mir war aber, als sei ihm ein wenig Wasser in die Augen gestiegen. Meine Großmutter Maria schimpfte auf die dumme Idee: „Die Leute werden dich davonjagen, dass Du Schuhe und Strümpfe verlierst.“

Draußen ziehen die dunklen Fassaden von Budapest vorbei, vollgesogen mit dem Dreck eines vergangenen Zeitalters. Dann verdorrte Sonnenblumenfelder und Äcker, auf denen Heuballen liegen wie große Bauklötze; einzelne, unverputzte Häuser; Kieswege, die zu brüchigen Straßen werden. Ich stelle mir vor, ich würde jetzt in dieses Dorf dort laufen und an irgendeine Tür klopfen: Guten Abend, ich müsste mal in Ihrem Garten graben. Was erwarte ich eigentlich? Dass sie mir Wein einschenken und zu meinem Familiensinn gratulieren?

Das Bahnhofshäuschen von Kurd ist eingerahmt von einem rostigen Maschendrahtzaun. Der Bahnwärter tritt durch das Gartentor auf den Bahnsteig. Eine Erscheinung wie aus dem Bilderbuch: Rote Schirmmütze, grauer Schnauzbart, hellblaues Hemd und dunkelblaue Weste, darunter wölbt sich ein großer Bauch. Ein Wink mit seiner Kelle, und die Lokomotive setzt sich in Bewegung. Außer mir ist niemand ausgestiegen. „Es ist verboten, Fotos zu machen und an den Gleisen entlang zu laufen“, ruft der Wärter vom Zaun her. Er wendet sich ab und geht langsam auf sein Häuschen zu. Dann dreht er sich noch einmal um: „Fremde haben hier nichts zu suchen.“ Die Fliegengittertür fällt ins Schloss.

Kurd, 11. Juni 1946. Die Donauschwaben stehen seit Tagen auf dem Abstellgleis. Eine Seuche droht auszubrechen. Adam denkt an die Kühe, die seinen Wagen bis zum Bahnhof gezogen haben. Mit Schlägen auf den Hintern musste er sie davonjagen. Er denkt an die Hündin, die sein Geburtshaus bewacht. Einmal war sie durch das Gartentor entwischt und draußen gleich schwanger geworden. Erst vor wenigen Tagen brachte sie vier Junge zur Welt. Was soll jetzt aus ihnen werden?

Eigentlich dürfen Adam und seine Leute den Bahnhof nicht verlassen. Er läuft trotzdem los, vier Kilometer bis Csibrák, wo jetzt nur noch Tiere leben. Er hört den Schrei einer hungernden Gans, Hühner, Kühe mit ▶



Die Schatzkarte, die der Großvater gezeichnet hat. Vor Ort stellte sich heraus, dass der Brunnen inzwischen zugeschüttet ist und das Fenster neben der Haustür versetzt wurde.

überevollen Eutern, zum Zerbersten gespannt. Am Dorfrand steht das längliche Lehmhaus der Familie, dahinter der neue Kuhstall aus Backstein. Adam öffnet das Metalltor. Kein Gebell. Eine dunkle Ahnung steigt in ihm auf. Im Stall liegen leblos die vier Welpen. In der Ecke, die Hündin: ausgezehrt, unter schlaffer Haut treten ihre Knochen hervor. Sie hebt den Kopf und schaut in seine Richtung. Er erstarrt. Über ihren vereiterten Augäpfeln wuchert eine weiße Haut, die Pupillen sind verschwunden. Adam rennt davon wie einer, der den Tod gesehen hat.

Vom Bahnhof in Kurd gehe ich den gleichen Weg wie Adam, vier Kilometer. Die Landstraße flirrt in der Mittagshitze. Am Horizont liegen bucklige Wälder, wo Donauschwaben einst Weinberge beackerten. Dann liegt Csibrák vor mir, die Manifestation meiner Schnapsidee. Eine Hauptstraße mit fast verblasstem Mittelstreifen, links und rechts rissige Betonwege und hinter Metallzäunen kleine verwitterte Häuser. Ein Dorf wie viele in dieser Gegend. Für mich: der Sehnsuchtsort aus Adams Erzählungen, in denen die Leute hier Deutsch sprachen, biblische Vornamen trugen und einmal im Jahr feierlich ein paar Schweine schlachteten.

Ich passiere das Ortsschild, aus der Landstraße wird die Vörös Hadsereg utca – Straße der Roten Armee. In den Gärten springen Hunde bellend gegen die Zäune, sobald ich vorbei laufe. Die Fensterläden sind zu. Kein Mensch auf der Straße. Ein Ort, der sagt: Hau ab! Wir haben geschlossen!

Die Häuser haben schiefe Winkel, doch die Gemüsebeete sind akkurat gefurcht, die Rosenstöcke sorgsam gestutzt. An den gräulichen Fassaden hängen kleine Schilder: *Tiszta udvar, rendes ház* – sauberer Garten, ordentliches Haus. Dazwischen: Ruinen. Eine Hauswand durchgerissen wie Karton. Die längst geschlossene Schule, der verlassene Spielplatz, dann die stillgelegte Holzfabrik, früher Arbeitgeber der ganzen Region, doch pleite seit der Wende. Vor einer kleinen Kneipe steht einsam ein Plastiktisch mit Sonnenschirm. Aus einer Konservendose steigt der letzte Rauch einer Kippe.

Drinne hinter dem Tresen sitzt eine junge Frau mit marmorglatter Haut und Pferdeschwanz. Den Kopf auf die Arme gestützt, die Augenlider halb geschlossen, schaut sie auf den krisseligen Fernseher an der Wand. Es ist, als sei hier seit einer Ewigkeit nichts geschehen. „Ich hasse Csibrák“, sagt sie und reicht mir eine Flasche Wasser. „Nur wegen meinem Freund bin ich hergezogen.“

Vor der Kneipe bremst ein Kleinlaster. Ein braungebrannter Kerl mit freiem Oberkörper und schwarzem Bürstenhaar tritt ein. Die Arme schwingen im Takt strammer Schritte, den Bauch trägt er vor sich her wie

eine Trophäe. „Bleib sitzen Erzsi“, ruft er der Kneipenfrau zu, „ich bediene mich selbst!“ Er stellt sich vor als Tamás, 38 Jahre alt. Sein bubenhaftes Strahlen lässt ihn zehn Jahre jünger aussehen. Früher hat er in der Holzfabrik gearbeitet, wie so viele hier. Seit sie dicht machte, ist er arbeitslos. Ein neuer Investor, genannt „der Araber“, wollte das Geschäft neu aufziehen. Doch er machte Schulden im Dorf. Da hat ein Freund von Tamás ihn erschossen und die Leiche in den Straßengraben geworfen. „Der Araber hat es verdient“, sagt Tamás und strahlt.

Ich muss weiter, immer die Hauptstraße entlang. Unter einem Lindenbaum hängt ein gekreuzigter Steinchristus, dann bin ich am Ziel. Das sechstletzte Haus auf der rechten Seite. Kein Zweifel. Es ist das längliche Lehmhaus, das ich von den Fotos meines Opas kenne. Dahinter der Kuhstall aus Backstein, einst finanziert von Adams Großvater, der in den USA Geld mit Geigespielen verdient hatte und Csibrák danach nur noch weintrunken ertrug. Mitten auf dem Rasen, wo die Kupferspritze vergraben sein muss, liegt ein Bullterrier an einer langen eisernen Kette. Seine Augen fixieren mich, sein Körper bebt.

Ein graubärtiger Mann tritt aus dem Haus, rotbraun wie Kupfer ist seine Haut. Als er näher kommt, rieche ich seinen Alkoholschweiß. Ich wünsche einen guten Tag, *jó napot kívánok*, und stelle mich vor. „Ich heiße auch Martin“, sagt der Mann in gebrochenem Deutsch, die Stirn in Falten, „auf ungarisch Márton.“ Ich erzähle ihm von meinem Großvater und dass ich quer durch Europa gereist bin, um sein Geburtshaus zu sehen. Der Mann kneift die Augen zusammen: „Und was wollen Sie von uns?“ Als ich ihm die Flasche Wodka hinhalte, wehrt er ab, als hätte ich ihn beleidigt. Ich fühle mich als ein Eindringling, mit Schnaps in der Hand und einer Packung zerschmolzener Pralinen aus Passau. Dann sagt Márton: „Wenn schon Wodka, dann trinken Sie mit uns.“

Zwei Gläser später zeigen wir uns Bilder von unseren Familien. Das Haus ist eng und schummrig, die Küche nur eine Nische. Márton öffnet das Gefrierfach und zieht zwischen den Keulen frisch geschlachteter Hasen die Schnapsflasche hervor. Seine ausgemergelte Frau Anna kauert im Eingang auf einem Schemel, lächelt zahnlos. Sie würde ja gerne mit uns trinken, sagt sie, aber könne nicht, wegen der Herztabletten. Die beiden sind sechzig – ihre Gesichter wirken sehr viel älter.

„Krieg bringt nie etwas Gutes“, sagt Márton und bedeutet mir Platz zu nehmen. Seine Eltern gehörten zu einer ungarischen Minderheit, die nach dem zweiten Weltkrieg aus Rumänien gejagt wurde. Sie zogen dorthin, ▶



In Adams ungarischem Geburtshaus wohnen heute Anna und Márton. Sie erlaubten dem deutschen Gast, nach der Kupferspritze zu suchen. Ihr Terrier heißt Krüger.

WER SICH INS UNGEWISSE VORWAGT,
FINDET MANCHMAL EINEN SCHATZ





Die Suche nach einem Objekt in einem Meter Tiefe ist technisch anspruchsvoll. Schatzsucher Lajos ist einer der besten in Ungarn.

wo die ungarische Regierung zuvor die Donauschwaben vertrieben hatte. Ein Dominoeffekt der Geschichte, der Millionen Flüchtlinge zu unerwünschten Fremden machte. „Aber der Ungar“, sagt Márton und hebt sein Glas, „der Ungar geht fröhlich zugrunde.“

Ich bin der Kupferspritze nah gekommen. Durch das Fenster von Mártons Küche blicke ich in den Garten. Nicht weit von hier wartet ein Schatzsucher mit Metalldetektor auf mein Signal. Doch mit jedem Egész-ségedre, jedem Prost auf die Gesundheit, rückt der Plan, im Garten meiner Gastgeber zu graben, in weitere Ferne. Was, wenn Márton wüsste, warum ich wirklich hier bin? Du, ich bin gekommen um deinen Rasen zu durchlöchern. Das ist der Grund, warum wir trinken.

Márton führt mich durch den Garten, vorbei an mannshohen Tomatenstauden. Der Terrier, den sie Krüger nennen, springt ketterasselnd um uns herum. Einmal ist er durch das Gartentor entwischt, wie einst Adams Hündin. Er hat draußen gleich einen Schäferhund gerissen.

Hinter dem Haus liegt ein karger Hang, zugestellt mit Holzstapeln, durchgerosteten Fässern und einem übervollen Hasenstall. Márton erzählt, wie er in der DDR Tunnel für Züge gegraben hat: immer drei Wochen am Stück; zwölf Stunden am Tag; dann eine Woche Pause in der Heimat. Er streicht über einen blühenden Rosenstrauch. „Willst du nicht eine Rose mitnehmen für Adam? Oder einen kleinen Hasen für deinen Sohn?“ Ich muss Márton die Wahrheit sagen.

Seine Augen werden weiter und weiter, während er meiner Geschichte folgt. Als er auf Adams Schatzkarte sieht, dass ich meinen Spaten wohl mitten in seinen Rasen stechen muss, lacht er, was bei ihm eher nach Husten klingt. Gleich wird er wütend, denke ich. Er wird mich fortjagen und meine Reise wird umsonst gewesen sein. Doch dann sagt Márton: „Es wäre uns die größte Freude, wenn dieses Erbstück zu seiner Familie zurück käme.“

Die Suche nach einem Objekt in einem Meter Tiefe ist technisch anspruchsvoll. Ich wähle die Nummer von Lajos, dem Schatzsucher. Er ist einer der Besten in Ungarn.

Csibrák, einen Tag später. Márton sitzt mit einem Glas Bier in der Holly-woodschaukel, Anna raucht auf ihrem Schemel in der Sonne. Zwischen den beiden liegt der Rasen, wie eine leere Bühne in Erwartung des Spektakels. Dann kommt Lajos durchs Gartentor, ein großer, kräftiger Mann im roten Muskelshirt. In der Hand hält er eine Eisenstange und eine Militärtasche mit Tarnmuster.

Ein knapper Gruß, Händeschütteln. Lajos öffnet die Tasche, klappt den

Griff des Detektors auseinander und schraubt die Sonde vorne an. Das Gerät erinnert an einen Rasenschneider. Lajos muss alles genau wissen: Größe und Form des Objekts, Material, vermutete Tiefe. Steht die Spritze oder liegt sie? Ist sie gefüllt oder hohl? Ist hier vielleicht etwas begraben, was das Signal stören könnte?

Langsam schreitet er den Garten ab und lässt die piepende Sonde über den Rasen kreisen.

Seit zwanzig Jahren sucht Lajos in Ungarns Boden nach Schätzen. Dabei fand er Weltkriegsmedaillen, verlorene Eheringe von Touristen aus der DDR und eine scharfe Handgranate, die ein Sondereinsatzkommando sichern musste. Manchmal, sagt er, sei es eben besser, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Er geht vor, zurück, hält inne, wo das Piepen lauter wird. Dann rammt er die Metallstange in den Boden, einen Meter tief. Der Boden in diesem Garten sei gut. Man könne hier tief graben und das sei in dieser Gegend selten. Doch er stößt nur auf Stein.

Anna bringt uns Kaffee in kleinen Tassen mit Goldrand. Dutzende Male hat Lajos den Garten mit der Eisenstange penetriert. Sein Shirt ist durchgeschwitzt. Doch auch nach der dritten Runde über den Rasen: nichts. Die Nachfolger der Schwaben hätten ihre Grundstücke nach Wertsachen durchsucht, sagt er. Bestimmt haben sie dabei ebenso gewissenhaft gegraben wie meine Vorfahren, als der Garten noch Steppe war. „Manchmal suchst Du auch nach etwas Bestimmtem“, sagt Lajos zum Abschied, „und findest stattdessen etwas anderes.“

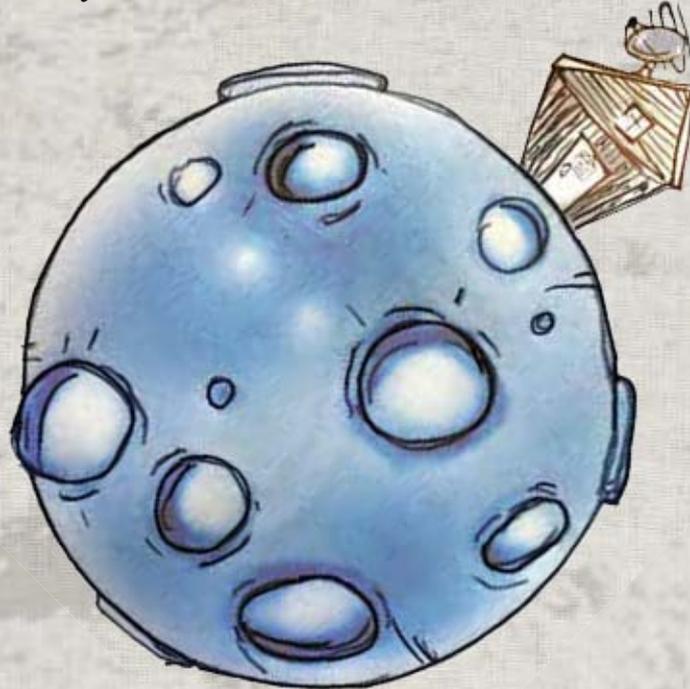
Seine Worte klingen in mir nach, als ich ein paar Stunden später die Straße der Roten Armee entlanggehe. Der Steinchristus im Abendlicht, die Leute vor der Kneipe prostern mir mit Bierflaschen zu. Es ist, als hätte Lajos mir sagen wollen: Statt der Kupferspritze hast du einen viel kostbaren Schatz gefunden. Wo Adam vertrieben wurde, haben sie mich eingelassen. Wo er Feinde wählte, fand ich Freunde. Was ich meinem Großvater mitbringe und auch meinem Vater und meinem Sohn, ist die Fortsetzung unserer Familiengeschichte von Csibrák. Sie endet nicht länger mit der Vertreibung. Ein neues Kapitel hat begonnen.

Meine Großmutter erwartet mich mit einem Topf Bohnensuppe. Adam verrührt einen Löffel ungarische Chilipaste auf seinem Teller. „Und?“, sagt er, und seine Stimme ist plötzlich ganz weich. „Was sind das für Leute, die dort in unserem Haus leben?“ Es sind gute Menschen, Opa. Du bist dort jederzeit willkommen. Er nickt langsam mit dem Kopf, faltet die Hände über seinem Bauch und lacht leise in sich hinein. ■



MEINE KLEINE PARZELLE

In München werden Wohnungen vermietet, die kaum noch bezahlbar sind. Auf dem Mond werden Grundstücke verkauft, die man nicht bewohnen kann. Sind wir verrückt geworden?



Für alle Norddeutschen mag es komisch klingen. Aber ja, ich habe gerne in München gelebt. Ja, ich möchte wieder hinziehen. Und nein, leider schwimme ich nicht im Geld. Ich sollte also genau abwägen, ob ich mir München leisten kann und will: Für jeden Tag zahle ich dort 65 Prozent mehr Miete als in anderen deutschen Städten. Über zehn Euro kostet der Quadratmeter durchschnittlich: netto und kalt.

Meine letzte Münchner Wohnung war ein kleines Zimmer mit Minibad und Küchenecke, mehr Wohnklo als Wohnung, für das ich meinem Vermieter fast 500 Euro im Monat in den Rachen warf.

Für mich war es mein kleines Reich, die erste eigene Parzelle. Weil sie im ersten Stock über der Durchfahrt zum Hinterhof lag, hörte ich zusätzlich zum Straßenlärm jedes Auto, das über die Metallschwelle schepperte. Meinen Nachbarn Herr Koller, über 70, ein pensionierter Fernfahrer, der zumeist kurzärmlige Hawaiihemden trug, störte das nicht: Herr Koller war schwerhörig. Seine Wohnung war genauso winzig wie meine, nur noch vollgestopfter, weil er sie schon ein paar Jahrzehnte länger bewohnte. Jeden Abend hörte er Bayern 1 und beschallte mich

und meine Wohnung mit Hits von Truckstop und Volksmusik. Denn zuhause trug Herr Koller kein Hörgerät. Manchmal schaute er Fußball vom Balkon aus, auf dem eine Regenbogenfahne über üppigen Geranien wehte. Dann drehte er den Fernseher noch lauter. Ich wohnte gerne dort.

Heute kosten Einzimmerapartments in dieser Größe schon 700 Euro und mehr, Zweizimmerwohnungen, die nicht am Stadtrand liegen, selten unter tausend Euro.

Ich möchte gerne wieder in München leben, wo meine Freunde sind, wo ich studiert habe. Ich fühle mich zuhause dort. Aber für den Start in die Freiberuflichkeit als Journalistin ist München ein denkbar schlechter Ausgangspunkt. Ins Umland ziehen? Da könnte ich gleich auf dem Mond wohnen.

Das wäre zumindest die günstigere Alternative. Während in München Mondpreise verlangt werden, ist ein Stück Himmelskörper unterirdisch günstig. 5000 Quadratmeter Mond, Venus oder Mars bietet „Mondmakler.de“ im „Angebot der Woche“ für 74,05 Euro an. Keine zwei Cent pro Quadratmeter, inklusive Zertifikat mit Oberflächenkarte, einem Sternenglobus, auf

dem „die wichtigsten geografischen Merkmale gekennzeichnet sind“; einem echtem Meteoritensplitter, „ca. 1 cm² groß und als Scheibe geschnitten“, der Infobroschüre „Mond, Mars und Venus – unsere kosmischen Begleiter“ und einer Autogrammkarte von Neil Armstrong. Vor über dreißig Jahren hatte sich der US-Amerikaner Dennis Hope bei einem Grundstückamt in Kalifornien den Mond und alle Himmelskörper als sein Eigentum eintragen lassen. Die Begründung: Im Weltraumvertrag von 1967, den immerhin 98 Staaten unterzeichneten, stehe lediglich, dass der Weltraum keiner einzelnen Nation gehöre. Von Privatpersonen sei darin aber keine Rede. Seitdem verkaufen seine Firma „Lunar Embassy“ oder Firmen wie „Mondmakler.de“ Parzellen auf Mond, Mars und Venus. Juristen halten Hopes Auslegung des Völkerrechts für Quatsch.

Ich werde mir dennoch überlegen, ein Stück Mond zu kaufen. Ich werde meine Mondparzelle einfach „Schwabing“ nennen und sie in ein paar Jahren an einen Münchner Immobilieninvestor verkaufen. Zum zehnfachen Preis.

KONSTANZE FABBINDER



Ein bisschen Spaß muss sein. Thomas Wagner, Pressesprecher vom Bundesverband deutscher Gartenfreunde, fühlt sich nicht nur für die Organisation, sondern auch für die Stimmung verantwortlich.



Deutschlandreise

WER HAT DEN SCHÖNSTEN?

Was haben ein Doktor für Urbanistik, eine Mitarbeiterin des Umweltministeriums und ein Landschaftsarchitekt gemeinsam? Sie sind Teil der Kommission, die 3500 Kilometer durch Deutschland reist, um unter 30 Schrebergartenanlagen die besten zu finden. Um die herrlichsten Blumenrabatte geht es beim Bundeskleingartenwettbewerb nur am Rande

Text Katharina Müller-Güldemeister
Fotos Ramona Gastl

Tag vier, Anlage acht. Für den Cottbuser Kleingartenverein Nowinka ist es Stunde null. Als Begrüßung haben sie kein bescheideneres Lied gewählt als Conquest of Paradise, die Hymne, mit der sich schon Henry Maske inszenierte. Der Vorsitzende nickt einer Vereinsfrau zu, die auf sein Kommando einen Fotoband herumreicht. Das Paradies von Cottbus, alles dokumentiert: Männer beim Bowlen, Frauen, die ein Spanferkel mit Fett bepinseln, Männer, die ein Stück Schwein in den Mund stecken.

Zweites Kopfnicken, die Vereinsfrau überreicht dem Kommissionsvorsitzenden Jürgen Sheldon einen Strauß aus Dillblume, Rhabarberblatt und Gartenkräutern, aus dem eine große Gurke herausragt. „Applaus für den Geehrten!“, ruft jemand in die Runde. Sheldon schaut verdutzt. Wieso Sheldon geehrt wird? Man weiß es nicht.

Eine Jury macht sich auf, um die besten unter den dreißig Kleingartenanlagen zu finden, die es über Landeswettbewerbe in die Bundesauswahl geschafft haben. Das heißt dreizehn Tage zwischen Hecken, Himbeeren und Hobbygärtnern, 3500 Kilometer im Bus. Seit 1951 gibt es ihn schon, den Bundeswettbewerb der Kleingärten. Alle vier Jahre werden Medaillen in Bronze, Silber und Gold verteilt. Doch um Blumenrabatte und Hecken-schnitt geht es dabei nur am Rande.

HAMBURG

Kurz vor acht. Punkt acht soll der Bus rollen. Thomas Wagner würde gerne schon vorher losfahren. Der Zeitplan ist knapp und er das Mädchen für alles. Doch von den sieben Kommissionsmitgliedern ist außer ihm erst der Kommissionsvorsitzende Jürgen Sheldon da. „Ich bin echt uffjeregt“, sagt Wagner von der Rückbank und kneift beide Augen zu, als Zeichen, dass ein bisschen Spaß dabei ist. Er ist Wahl-Berliner. Mit dem orangefarbenen Vollbart sieht er aus wie ein Wikinger, seine Oberarme haben den Umfang von Oberschenkeln. Ein Blumentattoo zielt seinen trainierten Oberkörper. Man sieht es durch sein weißes T-Shirt scheinen. Seit zwölf Jahren macht der Gartenbauwissenschaftler schon Lobbyarbeit für die Kleingärtner, er ist Pressesprecher beim Bundesverband deutscher Gartenfreunde e.V..

„Ich bin bei dir“, sagt Sheldon, während er sich auf dem Doppelsitz vor Wagner einrichtet. Er leitet den Bundeswettbewerb schon zum fünften Mal. Er strahlt die Ruhe eines alten Kapitäns aus, der seine Mannschaft immer unversehrt zurück in den Hafen gebracht hat. Vor seiner Rente war er Technischer Leiter des Gartenbauamts in Bremerhaven.

Der Bus braust über die Norderelbe. In der Siedlung Neu-Allermöhe erzwingen Geschwindigkeitsblocker ein gemäßigtes Tempo. Die Straße wird zur Sackgasse, am Ende winkt ein Mensch in neongelber Sicherheitsweste den Bus zu sich heran: „Guten Morgen! Der Kleingartenverein Wühlmäuse begrüßt Sie herzlich!“

Im Vereinshaus stellt Sheldon die Jury vor: „Das ist Karin Freier vom Ministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung. Sie ist unser wichtigster Mann, ihr Ministerium finanziert den Wettbewerb.“ Der „wichtigste

Mann“ lächelt verkniffen und sagt: „Das heißt jetzt Ministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit.“ – „Wie soll man sich das merken, wenn ihr das jedes Jahr ändert!“, fährt Sheldon fort und legt sein spitzbübisches Lächeln auf. Wenn er so lächelt, kann man ihm nichts übel nehmen. „Thomas Wagner kennen Sie alle, er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Pressesprecher der Gartenfreunde, meine rechte und linke Hand in Berlin. Daneben Gerlinde Krause, Dozentin für Landschaftsarchitektur an der Universität Erfurt.“ – „Professorin“, verbessert ihn seine rechte und linke Hand. „Fachhochschule Erfurt“, schiebt Gerlinde Krause hinterher. Der Rest der Vorstellungsrunde ist ungefähr richtig. Zwanzig Wühlmäuse klatschen.

Fünzig Kriterien zu städtebaulichen, ökologischen, gartenkulturellen und sozialen Aspekten hat die Jury zu bewerten. Die meisten Punkte sind bei den sozialen Kriterien zu holen. Damit wollen die Veranstalter des Wettbewerbs, das Umweltministerium und der Bundesverband deutscher Gartenfreunde, das Leitbild ‚Soziale Stadt‘ auf die Kleingartenvereine übertragen. Das bedeutet nichts Geringeres, als den sozialen Zusammenhalt und die Integration aller Bevölkerungsgruppen zu verbessern. Auf der Preisverleihung im November werden neun Goldmedaillen vergeben. Zu den Siegern werden viele der 15 000 deutschen Kleingartenvereine aufschauen und sich etwas abgucken – einen Tafelgarten vielleicht oder eine Kooperation mit dem Altersheim – damit die Kommission in vier Jahren vielleicht auch zu ihnen kommt.

Sozial sein, heißt gut erreichbar sein. Die S-Bahn braucht eine Viertelstunde vom Hauptbahnhof bis hierher. Der Verein liegt vis-à-vis eines Stadtteils mit Mietshäusern. „Ideal“, flüstert Wagner. Mit Frikadelle und Franzbrötchen geht die Jury auf Inspektion. Rhododendren säumen die Wege, Fleete begrenzen die Parzellen auf der Rückseite. Zäune gibt es nicht, die Anlage steht Tag und Nacht offen. Ein Radfahrer klingelt die Gruppe auf die Seite. „Ist der Weg öffentlich?“, fragt Martin Rist – man hört, dass er aus Bayern kommt. Rist ist Landschaftsarchitekt. Vor ein paar Jahren noch plante er Landesgartenschauen, heute ist er Geschäftsführer des bayrischen Landesverbands der Kleingärtner. Landesgartenschauen und Kleingartenanlagen müssen nicht weit auseinanderliegen, findet er. Er mag Anlagen, die weitläufig sind und gut verzahnt mit der Stadt.

Für den Wühlmäusegeschmack ist der Weg allerdings ein bisschen zu öffentlich. Jeder, der aus der Stadt zum nahen Baggersee radelt, fährt hier durch. Manche lassen ihren Müll da, manche nehmen einen Kasten Bier mit, der ihnen nicht gehört. Die Jury nickt verständnisvoll und kritzelt wieder auf ihre Bewertungsbögen. Trotzdem: Sozial ist, wenn viele Menschen profitieren. So liebevoll, wie Gartenfreunde ihre Parzellen gestalten, können sich Kommunen nicht um ihre Grünflächen kümmern. Die Kleingärtner kriegen Land für kleines Geld verpachtet, die Öffentlichkeit darf ihnen dafür in den Vorgarten schauen. Das ist der Deal. Bei den Wühlmäusen bleibt die Pracht meist hinter hohen Hecken verborgen. Punktabzug.

Am Ende des Rundgangs schaut Wagner auf seine Armbanduhr und rollt mit den Augen. Zwanzig Minuten über der Zeit. Bei jeder der dreißig Anlagen, die die Jury in den kommenden Tagen besichtigen will, sind ►



Erst die Pflicht, dann die Kür – die Jury klopft ihre Kriterien ab: Ist die Anlage ins Wohngebiet integriert?
Gibt es soziale Projekte? (v.l.: Martin Rist, Jürgen Sheldon, Dr. Werner Heinz, Werner Heidemann, Karin Freier)



Aber natürlich werden auch die kleingärtnerischen Erzeugnisse begutachtet. Der Besuch gilt bei jedem Verein als höchste Ehre.



Hildegard aus Altenburg bei der Johannisernte. Als sie das letzte Mal ins Krankenhaus musste, schnitt der Nachbar ihr die Hecke.



Sheldon und Wagner vermessen den Umfang eines Baumsriesen in der Nähe der Gartenanlage in Karlsruhe, bevor Kaffee und Kuchen winken.



Fachleute als Zaungäste: Im Zweifel tauschen sich die Jurymitglieder aus, bevor sie ihre Punkte vergeben.



Die Jugend ist fortgezogen, aber das Alter ist mit Begeisterung bei der Sache. Inge will Gärtnern, solange es geht.



„NA, DANN WOLLEN WIR DAS ERGEBNIS MAL AUSKEGELN“,
WITZELT KOMMISSIONSVORSITZENDER JÜRGEN SHELDON



Sobald es zu den Gärten geht, hat Thomas Wagner normalerweise die Kamera vorm Gesicht. Wenn er keine Motive findet, gibt's Punktabzug. Dann sind die Hecken zu hoch.

zwei Stunden für Präsentation, Imbiss und Besichtigung eingeplant. „Wir brauchen mehr Disziplin. Sonst müssen wir hart durchgreifen“, sagt er zu Sheldon. „Ich übernehm’ das“, sagt der Juryvorsitzende.

Nächstes Ziel: Das 70 Kilometer entfernte Wilster in Schleswig-Holstein. Während sich der Bus durch den Stadtverkehr schiebt, füllen die Jurymitglieder ihre Bewertungstabellen aus. Werner Heinz streckt den rechten Arm in die Luft und wippt ihn auf und ab wie eine chinesische Glückskatze, nur dass der Grund wenig mit Glück zu tun hat. Er hat sich die Schulter gebrochen und muss Gymnastik machen. Heinz hat Augenbrauen wie ein Uhu und graue, wellige Haare, die ihm auf die Schulter fallen. Bis er in Rente ging vor ein paar Jahren, hat der promovierte Urbanist für den Deutschen Städtetag gearbeitet. Aber ‚nur alt werden‘ findet er zu wenig. Also forscht er weiter, wie sich das Leben in den Städten verändert und warum.

WILSTER

In Wilster stellt der Vereinsvorsitzende alle dreißig Vereinsmitglieder einzeln vor. Wagner schaut nervös zum Präsidenten. Der wollte doch übernehmen? Eine Stadtbibliothek ist das Einzige, was sich die holsteinische Viereinhalbtausend-Einwohner-Stadt noch leistet. Zu viele Menschen sind der Arbeit hinterher gezogen. Von ehemals hundert Parzellen haben die Kleingärtner ein Sechstel in breite Wege mit Bänken und einen Schmetterlinggarten umgewandelt; ein weiteres Sechstel steht leer.

Heinz hebt den Zeigefinger und erteilt sich das Wort: „Profitiert Wilster nicht von Hamburgs teuren Mieten?“ Den Doktor interessiert, warum Städte boomen oder schrumpfen und was man dagegen tun kann. „Nicht bei dem Spritpreis“, antwortet der Bürgermeister. Wäre Wilster an den Hamburger Verkehrsverbund angebunden, wäre es vielleicht anders.

Und so ist die Kleingartenanlage ein Paradies, das von innen heraus zerfällt. Vögel tirilieren, Hummeln summen, in gepflegter Wildheit stehen knorrige Apfel- und Quittenbäume, an den Parzellenrändern pralle Johannes- und Stachelbeersträucher, Himbeeren und Brombeeren. Und keiner, der sie erntet. Ein Paradies an der falschen Stelle ist heute nicht viel wert. Zwanzig Parzellen könnten zurückgebaut werden. Doch die unverpachteten liegen verstreut in der Anlage. Umsiedeln will niemand.

„Jetzt müssen wir aber los“, sagt Sheldon, „die nächste Gruppe wartet.“ Die Jurymitglieder tauschen irritierte Blicke aus. Auf dem Weg zum Bus sagt Wagner zu Sheldon: „Du hast geschummelt. Wir haben heute gar keine Besichtigung mehr.“ – „Doch, in ‚ner Kneipe“, sagt Sheldon und grinst.

BERLIN

Wenn die Kiefernwälder anfangen, ist man bald in Berlin. Die Kleingartenanlage Bachespe liegt zwischen Wohnhäusern und Teltowkanal im Stadtteil Köpenick. Viele Mietshäuser, aber auch Berlins grünster Stadtteil. Der Busfahrer hat noch nicht verstanden, dass Wagner mit ‚pünktlich‘ nicht eine halbe Stunde zu früh meint. Wagner weist ihn an, in einer Seitengasse zu parken. „Wir warten“, informiert Wagner die Jury. Zwei Minuten später ruft Heinz in den Bus, dass der Verein sie schon empfangen könne, er habe das abgeklärt. „Sagt der jetzt, wo es langgeht, oder was?“

mosert Wagner. Bei einem Wettbewerb steht man keine halbe Stunde vorher auf der Matte. Auch Sheldon grummelt in seinen grauen Schnauzbart, während er durch den Bus eilt. Eigentlich begrüßt der Vorsitzende die Vereine immer als Erster.

Als der Rest der Jury eintrudelt, stehen Sheldon und Heinz in der Parzelle „Villa Moosmutzel“. Das Kinder-Gärtchen wirkt, als würde es zu einem Puppenhaus gehören. In einem niedrigen Hochbeet wachsen Erdbeeren, in einem anderen Kohlrabi und Bohnen. Vor einer Pinnwand aufgereiht: drei kleine Schubkarren und ein Dutzend Gießkannen sortiert nach Grün, Gelb, Orange und Rot – wie die Farbfolge von reifenden Tomaten. Versunken stehen die beiden Jurymitglieder vor einer Holzwand, von der ihnen dreiunddreißig Kindergesichter entgegen lachen.

Am Anfang kam Kindergärtner Udo hierher, weil es Platz zum Toben gab. Ein paar Kleingärtner reichten den Kindern Apfelschnitze, Pflaumen und Kirschen über den Zaun. Seit der Kleingartenverein Bachespe den Minigärtnern eine eigene Parzelle gab, rücken sie mindestens dreimal die Woche an, um zu säen, zu jäten, zu ernten oder eine Wasserschlacht anzuzetteln. Das geht im Kindergarten um die Ecke nicht. „Dort kommt auf ein Kind die von Berlin geforderte Mindestgröße, sechs Quadratmeter Außenfläche. Ein Autoparkplatz verbraucht das doppelte.“ Der junge Kindergärtner sagt das mit Ärger in der Stimme. In Berlin fehlen mehrere tausend Betreuungsplätze. Aber die Chancen stehen gut, dass er durch die Kooperation mit dem Kleingartenverein bald sieben Kinder mehr aufnehmen kann.

Als der offizielle Teil vorbei ist, flitzen die kleinen Gartenfreunde wie freie Radikale um die Jurymitglieder. Während die Kommission die Anlage begutachtet, sitzen sie in einem Kirschbaum oder im Gras und lauschen einem Märchen, das eine Kleingärtnerin ihnen vorliest. Man sieht in den Gesichtern der Jurymitglieder, dass sie diesem Projekt die volle Punktzahl geben werden.

ROSSWEIN

Ein Empfangskomitee der „Gartengruppe Weinberg Roßwein e.V.“ in weinroten T-Shirts steht winkend an der Straße, als der kleine Reisebus den Berg hochschnauft. Die Haut der Gärtner ist von der Sonne geberbt.

Sieben Hände schütteln ein Dutzend Hände. „Ich kann Ihnen nur die linke geben, die rechte ist kaputt“, sagt Heinz. Täglich grüßt das Murmeltier – zwei bis drei Mal. Kuchen steht auf dem Tisch, Apfelsaftschorle, Filterkaffee und Kaffeesahne. Der Kuchen ist mal wieder ausgezeichnet, aber langsam können die Jurymitglieder keinen mehr sehen. „Oh, eine Powerpointpräsi“, sagt Thomas Wagner anerkennend und lässt zwei Süßstofftabletten in seinen Kaffee plumpsen.

„Das Jahr 2010 war ein sehr erfolgreiches Jahr: Anschaffung der Vereinsfahne, Weihe der Vereinsfahne, Schul- und Heimatfest ‚Säen mit Liebe, ernten mit Freude‘, schönste Kleingartenanlage im Landkreis Mittelsachsen“, liest der Vorsitzende ab. Plötzlich wiehert ein Pferd. Es kommt aus Sheldons Richtung. „Oh, mein Telefon“, sagt der Kommissionsvorsitzende. „Da geh ich jetzt nicht dran.“

In einem der Gärten erntet eine Frau in Bikinioberteil und Hotpants ▶



Willkommen und gern gesehen bis zum Schluss.
Manche Vereine wollen die Jury gar nicht mehr weg lassen.

Zucchini. Sie heißt Inge. Ihre Haut ist faltig, in ihrem Unterkiefer fehlen ein paar Zähne, aber ansonsten blüht sie wie ihr eigener Garten. „Man fühlt sich so jung, wie man ist“, sagt sie. Sie ist Mitte siebzig. „Ich mach’ meinen Garten, solange es geht. Aber es gibt keine Jugend mehr“, sagt sie. Gemüse ziehen ist ein Hobby geworden, keine Notwendigkeit mehr wie nach dem Zweiten Weltkrieg oder während der DDR-Zeit. Ein Zehntel der Parzellen steht leer. Asbestplatte für Asbestplatte trägt die Gartengruppe die aufgegebenen Lauben ab. In der untersten Reihe ist nur noch ein Pächter übrig. Er ist auch schon über siebzig. Inge sagt das ohne Wehmut, als wäre es müßig, sich am Ende des Sommers zu beklagen, dass die Blumen verblühen und die Blätter von den Bäumen fallen.

Nach Roßwein bleibt es still im Bus. Martin Rist hat sich auf einen freien Sitz hinter dem Fahrer gesetzt und schaut aus dem Fenster. „Traurig, dass den Leuten die Mitglieder wegbrechen“, sagt er mehr zu sich selbst. Es ist Nachmittag, die Zeit, in der Wagner und Rist sich gewöhnlich auf der Rückbank Witze erzählen und über Youtube-Videos kichern wie Neuntklässler auf Skireise. So absurd es ist: Die Gartengruppe wird Punkte dafür bekommen, dass sie ihre Anlage zurückbaut. Sozial sein heißt auch, hinter sich aufzuräumen.

ALTENBURG

Ein Mann, Anfang dreißig, in pinkem T-Shirt und kurzer Hose, steht in seinem aufgeräumten Beet voller Radieschen, Erdbeeren und Paprika und zupft die kleinen Pflänzchen heraus, die seiner Meinung nach nicht hierher gehören. Im Nachbargarten erntet eine Frau mit Strohhut Johannisbeeren. Sie heißt Hildegard. Am Dienstag muss sie ins Krankenhaus für eine Krebsoperation. Es ist ihr 75. Geburtstag. „Kopf hängen lassen gilt nicht“, sagt sie, „ich kämpfe.“ Als sie das letzte Mal operiert wurde, hat der Nachbar ihr die Hecke geschnitten und die Kartoffeln ausgegraben.

Nicht alles, was sozial ist, steht im Kriterienkatalog.

KARLSRUHE

In Karlsruhe soll sich die Jury im Kreis aufstellen, in die Ferne schauen, die Arme verschränken. So hat sich das die Moderatorin vom ZDF-Mittagsmagazin ausgedacht. Nur Thomas Wagner befolgt die Anweisungen. In dieser Pose kommen seine Bizepse besonders gut zur Geltung. Den anderen ist das mit den verschränkten Armen zu blöd.

„Die Journaille macht sowieso, was sie will. Wenn beim Drehtag einer im Feinripp mit ‚ner Bierflasche vorbeiläuft, ist klar, was in den Beitrag kommt“, sagt Wagner hinterher. Vor allem von privaten Fernsehsendern werden Kleingartenanlagen zum Fremdschämen auserkoren, glaubt er.

Zielstrebig suchten sie nach dem Vereinsmeier, der über seinen Bierbauch hinweg den Rasen mit der Nagelschere trimmt. Klischees kommen immer gut bei den Zuschauern an.

Wagners Strategie ist die Flucht nach vorn. Er will die Klischees zum Kult erheben und den Gartenzweig als Maskottchen des Bundesverbandes etablieren. Aber so selbstironisch ist sein Verband dann doch nicht. In manchen Kolonien sammeln die Vorsitzenden sogar die Gartenzweige ein, bevor das Fernsehen anrückt. Obwohl es ohnehin kaum noch welche gibt. Erdmännchen aus Ton sind die neuen Lieblinge.

Abends lädt der baden-württembergische Landesverband die Kommission in ein Restaurant ein. Eine Nettigkeit, die man nicht ausschlagen kann, selbst wenn es die siebte Nettigkeit in neun Tagen ist. „Das soll ja keine Bestechung sein, aber wir würden uns schon über Gold freuen“, witzelt der Vorsitzende. Die Jury lächelt milde. Ihre Mitglieder würden sich mal wieder über einen freien Abend freuen. Ein Fitnessstudio, ein Telefonat ohne Mithörer, durch die Innenstadt schlendern oder auch nur ein bisschen an die Hotelwand starren, bevor man einschläft. Stattdessen: todmüde ins Bett fallen, am nächsten Morgen um halb acht Koffer packen, Autobahn, vormittags Thüringer Bratwurst, Kuchen zum Mittag, Schnitzel mit Pommes um halb fünf. Welcher Wochentag? Die wievielte Anlage? Wo waren wir gestern? „Noch viermal schlafen“, sagt Wagner.

KASSEL

Wagner wischt auf seinem Smartphone rum und stöhnt. Ein Verein hat sich beschwert, dass im Gartenfreunde-Blog über den Bundeswettbewerb nur eines von vier sozialen Projekten erwähnt wird. Zum vorvorletzten Mal sagt der Präsident: „Ich bin Jürgen Sheldon und komme aus Bremerhaven. Meine Kollegen sagen: von der Packeisgrenze. Da sieht man schon mittags, wer nachmittags zu Besuch kommt.“ Die Kleingärtner lachen, die Jury schmunzelt. Sie können den Text ihres Vorsitzenden mitsprechen. Als nächstes kommt: „Das ist Karin Freier vom – Achtung, ich habe das geübt – Bundesministerium für Umweltschutz, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit.“ Jedesmal verspannt sich Karin Freiers Gesicht ein wenig, wenn es wieder so weit ist. Auch jetzt sagt er es nicht richtig. Immerhin behauptet er nicht mehr, sie wäre beim Ministerium für Reaktorsicherung.

Werden junge Familien bei der Vergabe von Parzellen bevorzugt? Spielger der Migrationsanteil im Verein den Anteil in der Stadt wieder? Gibt es Migranten im Vorstand? Frauen? Brav beantworten Vereinsvorsitzende, Landesverbandsvorsitzende und Bürgermeister alle Fragen.

Nach einer Stunde der ersehnte Satz von Sheldon: „Dann wollen wir uns die Gärten aber auch mal ansehen.“ ■



„REGELN GIBT ES AUCH IN DER TIERWELT“

Das Bundeskleingartengesetz und die Gartenordnungen der Vereine sorgen nicht für Streit, sondern vermeiden ihn, glaubt der Vizepräsident des Bundesverband Deutscher Gartenfreunde e.V., Alfred Lüthin. Ein kleines Streitgespräch

Herr Lüthin, das Bundeskleingartengesetz (BKleinG) enthält 20 Paragraphen, dazu eine Unmenge an Zusatzbestimmungen und Sonderregelungen. Die aktuelle Textsammlung zum Bundeskleingartengesetz umfasst 245 Seiten. Ist Wahnsinn der richtige Begriff dafür?

Mit Sicherheit nein. Ohne dieses Regelwerk wäre die Kleingartenbewegung in Deutschland nicht so bedeutend, wie sie ist. Die Regeln schützen uns Kleingärtner mehr als sie uns behindern, sie verhindern zum Beispiel willkürliche Kündigungen.

Frage: Muss man den Anbau von Tomaten und Himbeeren tatsächlich gesetzlich regeln? Wer beispielsweise nur Zierpflanzen mag, kann von Staatswegen gezwungen werden, Gemüse anzupflanzen. Was soll das?

Lüthin: Da liegt ja der Hase im Pfeffer: Nur weil wir in den Kleingärten auch Obst und Gemüse für den Eigenbedarf erzeugen sind die Pachtpreise so niedrig. Der Staat hat aus diesem Grund eine Pachtpreisbindung für Kleingärten festgelegt. Die Pacht darf nicht höher sein als der vierfache Preis von erwerbsmäßig genutztem Land in der unmittelbaren Umgebung.

Dennoch: Auch in anderen Ländern gibt es Kleingärten ohne diese Regelungswut.

Ja, schon, aber schauen Sie nur nach Polen, einem Land mit einer großen Kleingartenradition. Die haben dort keine Lobby, die sie beispielsweise vor Grundstücksspekulationen schützt. In Deutschland darf keine Kleingarten-



Vizepräsident des Bundesverband Deutscher Gartenfreunde e.V., Alfred Lüthin.

tenanlage platt gemacht werden, ohne dass dafür eine Ersatzfläche geschaffen wird. Sind diese viele Regeln nicht auch ein Grund dafür, dass Nachbarn ständig in Clinch miteinander geraten? Der hat seinen Komposthaufen zu nah an meiner Laube aufgestellt; die grillen auf einer viel zu großen Terrasse; der mäht seine Wiese nicht und sein Unkraut fliegt zu mir herüber...

Wo Menschen zusammen leben, menscht es. Übrigens stehen solche Dinge nicht im Bundeskleingartengesetz, sondern allenfalls in den Gartenordnungen der einzelnen Vereine. Auch da helfen die aufgestellten Regeln eher, Streit zu vermeiden.

Je mehr Regeln, desto weniger Streit?

Meinen Sie das wirklich?

Ja. Regeln erleichtern das Miteinander. Es gibt ja schließlich sogar Regeln in der Tierwelt. Wer sich dran hält, bekommt keinen Ärger. Natürlich müssen die Vereine darauf achten, dass ihre Gartenordnungen noch irgendwie zeitgemäß sind. Wenn beispielsweise das Aufstellen von kleineren Swimmingpools in einem Kleingarten verboten ist, dann verliert er seine Attraktivität für junge Familien.

Sie selbst sind Vorsitzender eines Landesverbandes und Vorsitzender eines Bezirks. Wie oft müssen Sie Streit schlichten zwischen Vereinsmitgliedern?

In meinem Bezirk in Karlsruhe gibt es rund 7400 und im Landesverband circa 15 000 Mitglieder, wenn da zehn Beschwerden im Jahr zu behandeln sind, ist es viel. Es geht doch oft um kleine Dinge, über die sich sprechen lässt. Das zu laute Radio, die lärmenden Kinder. Schwierig wird es oft nur dann, wenn jemand gleich zum Rechtsanwalt geht. Fast jeder hat ja heute eine Rechtsschutzversicherung und dann kommt der Stein ins Rollen. Denn Anwälte wollen nun einmal Geld verdienen.

KONTAKTE

DIE AUTOREN

Absolventen der Zeitepiegel Reportageschule



ALESSANDRO ALVIANI
mail@alviani.eu



CHRISTOPH FRANZ DORNER
dorner.christoph@gmail.com



ANDRES EBERHARD
www.andreseberhard.ch



KONSTANZE FASSBINDER
konni_fassbinder@gmx.de



RALF MARTIN KEINATH
ralf_keinath@hotmail.com



LORENA KILLMANN
Lorena.killmann@gmail.com



KATHARINA MÜLLER-
GULDEMEISTER
Katharina.mueller-
guldemeister@posteo.de



MARIUS MÜNSTERMANN
m.muenstermann@
posteo.de



CHRISTINA SCHMIDT
mail@christinaschmidt.org



JASMIN SIEBERT
nimsaj1512@gmail.com



MARTIN THEIS
martintheis@posteo.de



CAROLINA TORRES
carolina.torres@gmx.de

DIE FOTOGRAFEN

Studenten der Hochschule Hannover



SABINE FINDEISEN
sabine.findeisen@gmx.de



RAMONA GASTL
www.ramonagastl.de



PHILIPP HANNAPPEL
philipp.hannappel@gmail.com



CHRIS HARKER
ch.harker@gmail.com



TIMO JAWORR
kontakt@timojaworr.de



TOBIAS KAPPEL
tobias.kappel@googlemail.com



LUKAS KREIBIG
lukas@k-k.de



WILMA LESKOWITSCH
wilma@leskowitsch.de



SINA NIEMEYER
niemeyer.si@googlemail.com



JAKOB SCHNETZ
jakobschnetz@gmail.com



DANIEL SCHREIBER
danny.schreiber86@yahoo.de



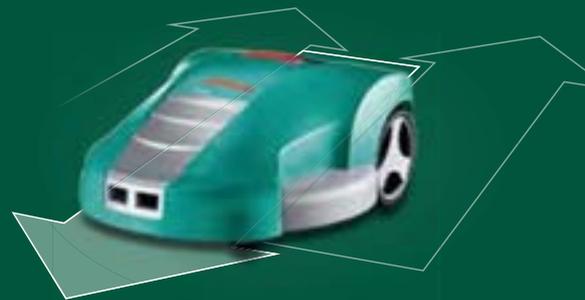
MATTHIAS SCHUMACHER
info@matschbild.de

Zeit sparen.



Mäht ganz alleine, damit Sie sich anderen Projekten widmen können.

Der Roboter-Rasenmäher Indego mit dem intelligenten „Logicut“-Navigationssystem mäht schnell und sauber Spur für Spur.



Zeit genießen.



Make it your home. Mach es zu Deinem Zuhause mit dem innovativen Roboter-Rasenmäher Indego von Bosch. Dank „Logicut“ berechnet der Indego eine effiziente Strecke und mäht diese in sauberen, parallelen Bahnen. Während der Indego arbeitet, können Sie sich um andere Projekte kümmern. Einfach logisch – einfach effizient.



BOSCH
Technik fürs Leben